

Taschenbuch der Grazien.

Handwritten text, possibly a title or heading, in a historical script, likely Gothic or similar medieval hand. The text is faint and appears to be written in a single line across the middle of the page.

Die Göttin der Liebe,
ihre Geburt, Erziehung und Jugendge-
schichte.

An Leonore.

I.

Der erste Frühling weckte die Natur;
Sie wachte auf in namenlosem Lächeln!
Der Zephyr wiegte schon mit sanftem Fächeln
Den grünen Schmelz der jungen Wiesenflur.
Welch ein Gewühl! welch allgemeines Leben!
Welch eine Unruh' im beklommenen Herz!
Es fühlt ein leises süßes Beben
Und einen unbekanntem Schmerz.
Es kennt die Sehnsucht, nur die Flammen
Der Liebe kennet es noch nicht;
Doch lodierend schlagen sie zusammen,
Strahlt ihm der Schönheit erstes Licht.

Möglich zittert die Erde in Wonne; die bewegte
Atmosphäre entglüht; in weißem Schaume schim-
mert das wallende Meer, und Venus hebt sich aus
dem Schooße der Wellen.

Wie zärtlich, wie unschuldig und wie schön!
Das Wasser wiegte sie auf seinen Silberwogen;
Liebkosend sah, vom azurblauen Bogen
Des Himmels, Phoebus, was er nie gesehen.
Der Zephyretten linde Schwingen schmiegen
Um ihre Reize sich; harmonisch wogt das Meer;
Der jungen Göttin Blicke fliegen
Besorgt und suchend rund umher.
Sie staunt den Himmel an, den Ocean, das Licht,
Das noch mit seinem Glanz die schwachen Wimper
schrecket;
Und welch ein Bonneton, der selbst die Todten wecket,
Da dieser kleine Mund die ersten Worte spricht:
„Wo bin ich! . . . welch Erwachen! . . . welche Lust! . . .
„Wie sanft ist diese Lust! wie heiter dieser Himmel!
„Was schlägt bey diesem wonnigen Gewimmel
„Entgegen meiner Hand in dieser Brust?“
Sie senkt zum regen Herzen ihre Blicke,
Bewundert sich, sich selbst, und seufzt und glüht,
Und kehrt erröthend dann zurücke,
Als sie sich ohne Schleier sieht;
Die Hände eilen schamhaft zum Verhüllen,
Gelenkt von ängstlichem, jungfräulichem Gefühl;

umsonst! es bleibt beim guten Willen:
 Der Schauende verliert nicht viel . . .
 Bis Zephyr endlich, kosend, leis' und stille,
 Mit seiner unsichtbaren Hand,
 Die schöne Sittsame und ihrer Reize Fülle
 Mit einem Flor von Maienduft umwand.

Dieser junge Gott setzte sie darauf in eine See-
 muschel und geleitete sie zur Insel Cypem. Hier
 übernahmen nun die Horen ihre Erziehung. Diese
 waren Töchter des Jupiters und der Themis; aber
 ob sie schon Geschwister waren, so hatten sie doch
 eben so wenig Aehnlichkeit in den Charaktern, als
 in ihren Figuren. Alle waren geflügelt und durch-
 liefen nacheinander den nemlichen Raum. Indessen

Ist doch ihr Flug bald langsam, bald geschwind;
 Die Hore der Erwartung schleicht
 Und scheint, bis sie zum Ende neiget,
 Ein Säkulum. Doch schneller als der Wind
 Rollt jene, die mit Blumenkränzen,
 Die holde Gegenwart umschlingt,
 Und bei des Festes Reihentänzen
 Aus ihrer Nektarbecher bringt.

Vergebens rast der Sehnsucht Hore sie
 Zurück und blicket trostlos nieder;
 Die Schwester hemmt den Sittig nie
 Und fehret nimmer, nimmer wieder!
 Die Hore der Erinnerung malet

Der Sehrenden ein treues Bild
 Der Flüchtigen, das ihr noch freundlich stralet,
 Wenn sich das Aug mit Thränen füllt.
 So lächelst mir, entfernt von dir Leonore,
 In freudenloser Einsamkeit,
 Die selige Vergangenheit. —

Die Horen standen damals, wie noch jetzt, den Vergnügungen, den Sorgen, den Hoffnungen, den Zusammenkünften der Liebenden, den Studien, den jungen Künsten, und besonders den vier Jahreszeiten vor. Du siehst also, daß man nichts ohne sie that. Aber so bald Venus geboren war, ließen sie die Welt Welt seyn, flogen zur cypriſchen Insel, empfingen dort die Göttin der Schönheit und übernahmen ihre Erziehung. Von jener Zeit an schienen diese wankelmüthigen Gottheiten einer gewissen Beständigkeit fähig zu seyn; aber gegenwärtig ist ihr Charakter sehr verändert.

Einst brachten sie ein schönes Leben
 Bey holden Schönen gerne weilend zu;
 Jetzt scheint's, als könntest Amor, du
 Nur neue Flügel ihnen geben.

2.

Du kannst leicht denken, liebe Leonore, daß die Erziehung der Venus keine Aehnlichkeit mit jener

von unsern Schönen hatte. Alle Forderungen, die man an sie machte, bestanden darin: schön zu seyn ohne Stolz, liebenswürdig ohne Koketterie, verständig ohne Aumassung; eine diskrete Freundin, eine treue Geliebte, eine tugendhafte und zärtliche Gattin. Auf diese Grundsätze, die ein bißchen mehr als die unsrigen werth waren, baueten ihre Lehrerinnen den Erziehungsplan, und führten ihn ungefähr auf folgende Weise aus:

Der Gott des Lichtes schwebte kaum herauf,
So rief sie schon die erste H o r e,
Und mit der schimmernden Aurore
Stieg auch die junge Göttin auf.

Die Zwote reicht' ihr auf der Flur
Ein wenig Blumen in die Haare;
„Nimm, sagte sie; der einzig wahre
„Und edle Puz ist: Anmuth der Natur.
„Den andern mußt du andern überlassen . . .
„Seh sittsam, Kind, und du wirst reizend sehn;
„Die Mittel, die erborgte Schönheit leihn,
„Muß deine unschuldsvolle Seele hassen.
„Verschlei're dich! du gleichest jener Blume,
„Die von der leisesten Berührung stirbt;
„Und suche in der Unschuld Heiligthume
„Den Schutzort, wo kein Satyr dich verdirbt.“

Die Dritte bracht' ihr frische Milch und Früchte.
Die Vierte wandelte mit ihr im Hain,

Und lehrte sie, mit freundlichem Gesichte
 Gesprächig, aber schwatzhaft nie zu seyn.
 // Vermeide, sprach sie, Liebe, allen Schein;
 // Sprich nicht, als kämst du eben aus den Hallen
 // Der Philosophen, steif und schulgerecht;
 // Sey ganz Natur, und du sprichst niemals schlecht!
 // Dein heitrer Sinn und dein Gefühl wird Allen,
 // Wird selbst der Schule unterthän'gem Knecht,
 // Dem Theophron, wie dem Kleanth, gefallen.
 // Dein Wiß sey sanft wie deiner Augen Blicke,
 // Wie deine ganze lächelnde Gestalt;
 // Und niemals werd' er bitter oder kalt,
 // Damit kein Wort von schönen Lippen drücke."

Die Fünfte bildete das Herz der Schönen
 Für Lieb und wahre Zärtlichkeit,
 Und lenkt' es, daß es frühe sich gewöhne
 An faltenlose Offenheit.

// Lieb' einstens, sprach sie, mit der ganzen Seele,
 // Und nenne einen Glücklichen nur dein.
 // Ach, daß die Sucht, erobernd stets zu seyn,
 // Sich nie zu deinem jungen Herzen stehle!
 // D ziehe nichts dem Loose eines Weibes vor,
 // Sich in dem Arm des Einzigen zu sehen.

Die Sechste lehrt: der Freundschaft Zärtlichkeit
 Nicht für die Schmeicheley verliebter Wuth zu geben;
 // Die Liebe ist nur für die Jugendzeit;
 // Die Freundschaft ist für unser ganzes Leben!

-
- // Du bist ein Weib; allein sey stets verschwiegen;
 // Wie könntest du auch je das sorgenlose Herz,
 // Daß seine Hoffnungen und seinen stillen Schmerz
 // Der Freundin nie verbirgt, leichtsinnig nur betrügen!
 // Laß, was man dir vertrauend mitgetheilt,
 // Wie unter Siegeln heil'ger Treue liegen;
 // Ein milder Blick, der Schmerz und Wunden heilt,
 // Darf nie die Unbefangenheit belügen. "
-

Die drey folgenden *S o r e n* lehrten sie die Pflichten der Menschlichkeit, der ehelichen Treue, der Mutter-
schaft, und wiederholten ihr wechselsweise:

- // Mit der jungen Sonne erstem Licht
 // Sah man auch des Unglücks erste Zähre;
 // Ach, sie fließt noch überall, Cythere,
 // Uebersehe sie im Glücke nicht!
 // Wenn des Menschen Mund Gebete spricht,
 // Ehr't er nur die Götter, weil sie lieben,
 // Weil ihr Wille seine Mächte bricht,
 // Wenn den Himmel Unglückswolken trüben.
 // Fühle du, was wahre Wohlthat ist,
 // Wenn du in des Elends düst'rer Hütte,
 // In der blassen Unglücksfinder Mitte
 // Mutter, Freundin, Rath und Hülfe bist.
 // Mische deine Thränen mit den ihren;
 // D e s i s t s o h i m m l i s c h u n d s o s c h ö n ,

// Denen, die den letzten Stab verlieren,
 // Schützend hülfreich beizustehn!
 // Reizender ist nimmer, o Cythere,
 // Nimmer reizender der Schönen Hand,
 // Als wenn sie aus der Verlass'nen Sphäre
 // Noth und herbe Sorgen bannt.
 // Edler ist's, wenn um sie her die Kinder
 // Ohne Eltern in dem Zirkel stehn,
 // Als wenn truppweis' ihr galante Sünder
 // Schmeichelduft entgegen wehn. —

// Wenn du dem Gatten Treue einst geschworen,
 // So streue Blumen auf des Lieben Bahn,
 // Und sieh den Mann, den sich dein Herz erkoren,
 // Zugleich als Freund und Gatten an.
 // Du mußt die Welt zum Paradies ihm machen,
 // Sein Schutzgeist, wo er geht und stehet, seyn.
 // Dein Auge müsse seinem Auge rein
 // Und freundlich, wie der Stern der Liebe, lachen.
 // O selig, Cypris, welche es versteht,
 // Auf Rosen ihren Lieben hinzubetten,
 // Und unter Myrthen von der Lieb' umweht,
 // Ihn inniger und inniger zu fetten.
 // Laß auch einmal Sirenen ihn verhören,
 // Die Täuschung währt nur einen Augenblick;
 // Wie bald wird er in deine Arme kehren,
 // Denn da allein winkt ihm das wahre Glück.

// Wie oft wirst du das Kleine wonnestrunken
 // Im Arme wiegen, und sein Lächeln sehn;
 // Wie oft des kimmenden Verstandes Funken,
 // Sein Stammeln und sein Mienenspiel verstehn?
 // Des Vaters Bild lacht dir in ihm entgegen,
 // Und zwiefach liebest und umarmst du ihn;
 // Du siehst schon jetzt der schönen Zukunft Segen
 // Im Pfand der Liebe dir und ihm entblühen. //

So bildeten diese weisen Erzieherinnen das Herz
 und den Geist ihrer Schülerin, bis sie von der
 H o r e des Opfers zum Tempel geleitet wurde.

Mit Blumen um das Haupt, und sanft den Blick
 geneiget,
 Bringt Cypris ihr Geschenk zum heiligen Altar,
 Und, während Weihrauch in die Höhe steigt,
 Der Unschuld Wünsche ihrem Gotte dar.

Die folgende H o r e brachte sie zu einer Myrthen-
 Laube.

Hier reichte die Natur ein leichtbereitet Mahl,
 Im Schatten eines Baums, an einer Marmelquelle;
 Aus einem Blumenrand entsprudelt eine Welle,
 Unschuldiger als dort der Chier dem Pokal.
 Auf grünen Rasen ruht, den Speisenden zur Seite,
 Die holde Mäßigkeit, der leichten Scherze Kunst;
 Frugalität hat sie im lachenden Geleite,
 Hygeia's Mutter und die Tochter der Vernunft.

Bald bemächtigten sich wechselsweise die Hore
der Spaziergänge und jene der Arbeit der reizenden
Venus.

Oft lief sie im Schmelze der blumigten Wiesen;
Kaum wurden von ihren geflügelten Füßen
Die Spitzen des Grases im Laufe berührt.
Die wettenden Freundinnen gaben und ließen
Ihr gerne den Kranz, der dem Siege gebührt.
Dann saß sie auch wieder recht sinnig und strickte
Als Schülerin Pallas, und nähte und stickte
Geschichten und Bäume, und Berge und Hain,
Als wollte die Göttin nur Stickerin seyn.

Die folgenden Horen gaben Signale zu Tänzen
und Konzerten. Wenn Cypris tanzte, sagte man
ihr oft:

„Seh natürlich! Charitinnen sind
„Töchter der Natur, mein Kind;
„Mädchen die die Grazien erlernen,
„Werden sich von ihnen nur entfernen.“

Wenn die Göttin ruhte, setzte sich zuweilen eine
der Erzieherinnen zu ihr, machte sie auf die Freude,
die sich auf allen Gesichtern zeigte, aufmerksam, und
sagte dann unter Umarmungen;

„Im goldnen Glanz von Jovis Göttersaale
„Sehnst du dich einst vielleicht zu diesem Kranz
„Der stillen Flur, zu diesem frohen Tanz;
„Dann kehre du zu diesem Myrthenthale;

// Stets wirst du hier der Unschuld Frieden finden,
 // Die Ruhe stets in dieser Saube Nacht,
 // Und jene Blumen in die Kränze winden,
 // Die deiner Kindheit freundlich zugelacht.
 // Hier werden deine Träume wiederkehren,
 // Die du, o Cypris, in der Deinen Schoos,
 // In Rosendüften auf dem weichen Moos,
 // So sanft geträumt in diesen kleinen Sphären.
 // Wo du erscheinst, da werden Blumen sprießen,
 // Die Sonne lieblich auf, und niedergehn,
 // Die Wellen der Najaden reiner fließen,
 // Die Zephyretten sanfter uns umwehn.
 // Dann schmeckst du wieder jene Lust der Thränen,
 // Den Göttern des Olympus unbekannt,
 // Wann wir uns hin nach dem gelobten Land
 // Der selgen Vorzeit unsrer Jugend sehnen. // —

Die Hore des Konzerts unterbrach diese Unterhaltungen. Wahrscheinlich war die Singkunst noch weit von ihrer Vollkommenheit entfernt; denn Venus beanügte sich damit, Liebe, Freude oder Traurigkeit, seelenvoll auszudrücken, ohne mit diesem Ausdrucke rollende Augen, Verzückungen oder Bravourtriller zu verbinden, und was beinahe unglaublich scheint, sie sprach deutlich aus, und würdigte die Zuhörer, für sie zu singen. Du kannst daher leicht denken,

Liebe, daß bey dergleichen antiken Lächerlichkeit die Gesänge sehr einfach waren und beynah den geringsten Meisterwerken unserer modernen Anakreone nachstehen mußten. Hier sind einige Bruchstücke, die ich zu übersetzen wagte, um dir eine kleine Idee davon zu geben.

Nymphen, daß nur Lieb und Treue
In der Unschuld Augen winkt,
Wie des Himmels sanfte Bläue
In des Bachs Kristallen blinkt!

Trüget nicht! von Purpurlippen
Saugt man eurer Liebe Schwur,
Süß, wie Honig, den wir nippen
In Hymettus Blumenflur.

Wo getreuen zarten Herzen
List und Meineid Fallen stellt,
Wird mit Vermuths, bittern Schmerzen
Liebenden die Welt vergällt.

Wahrer Liebe Zähren, Schönen,
Sasset sanft in ihrem Lauf,
Wie die Ros' Aurorens Thränen
Am dem frühen Morgen, auf!

Gebt für Liebe Herz und Treue,
Weicht den süßen Sympathien;
Über, daß euch nichts gereue,
Mädchen, gebt nicht Alles hin!

Auf das Konzert folgte ein frugales, ländliches Abendessen, nach welchem die letzte Hore des Tages unsere Venus in eine grün tapezirte Grotte begleitete, wo ihr Morpheus die Augen schloß. Die Horen der Nacht versammelten wechselsweise leichte Träume um sie her.

Und Cypris, jung und schön,
 Sand sich vom Götterchor umschlungen;
 Sie hörte Aller Huldigungen
 Und ließ sie Alle stehn.
 Schon hatte ihr unschuldiges Verlangen
 Des Herzens Einzigen umfangen,
 Und träumt' in des Olympus Hain,
 Ihm ewig treu zu seyn.

Als Venus so einige Jahre nach diesem Plane erzogen wurde, war der Horen Schülerin in jeder Rücksicht so gut gebildet, daß sich die Götter selbst überzeugen wollten, ob das Gerücht wahr von ihr rede. Indessen behaupteten die Neiderinnen bald, daß es mehr als eine Venus gäbe, deren Reize und Verdienste man einer einzigen zuschriebe: und dieser Irrthum gewann nach und nach so viel Ansehen, daß er etwa fünftausend Jahre darnach von Cicero auf uns überliefert wurde. Wir können ihm aber das vergeben; vollkommene Weiber sind in unsern Zeiten

eben so unglaublich, als sie es in den seinigen wa-
ren. Freilich —

Sie mögen manchem, wie er spricht,
Nur idealisch seyn;

Für mich nur sind sie kein Gedicht:

Du Wirkliche bist mein! —

H.

(die Fortsetzung künftig.)

Zehn Kapitel aus meinem Leben.

I.

Da es ist beschlossen, ich will ein Einsiedler werden, aber ohne eine Kutte anzuziehen, und mir selbst zu entsagen. Dieser letzte Punkt ist es eben, der mich zu dem Entschlusse bringt, die Menschen zu fliehen. Diese Geschöpfe können nicht leiden, daß man seine Eigenheit habe — sey's nun in Meinungen oder im Schnitt des Ueberrocks — jeder soll die Thorheit des Zeitalters zur Schau tragen, und was er etwa Besseres an sich und in sich hat, verbergen wie einen Diebstahl.

Freilich hab ich auch meine Schwächen, aber eben darum find ich es für überflüssig, mich noch mit fremden zu behängen. Mein Gutes und Schlimmes ist wenigstens mein Eigenthum. Ich reformire nicht an Andern, so lang es in meinem eignen Hause übel bestellt ist, und rühme mich nicht vom Himmel abzustammen, so lange ich das Zeichen meiner nahen Verwandtschaft mit der Erde noch an mir trage.

Mögen Andere zur Sonne empor fliegen: ich will bescheiden auf der Erde bleiben, und mich unter die Blumen des Thales setzen, und die Biene beobachten und dem Hänfling zuhören. Wenn mir das Glück wenig gab, so brauch ich ihm auch nicht für vieles zu danken. Gleichgültig wandle ich vorüber an dem prachtvollen Marmortempel, wo diese trügerische Gottheit Gold und Ordensbänder ausspendet, und eile meiner stillen Hütte zu, die ich ihrer wenig verehrten Schwester — der Fortuna Domestica weihen will.

Meine Siedeleh ist ganz so, daß sie sich zum Tempel für sie schickt, und das Bild von dem kleinen Glücke, welches ein genügsamer Dichter sich wünscht — :

Ein kleines Haus in Nußgesträuch verstecket,
 Wo mich vom Schlaf das Lied der Lerche wecket,
 Ein kleines Feld, das ohne Mühe trägt,
 Ein kleines Holz, wo Fink und Amiel schlägt,
 Ein kleiner Bach auf einer Blumenflur,
 Ein offnes Herz für Wahrheit und Natur —
 O mehr verlangt vom Glück die Thorheit nur!

An Beschäftigung wird es mir so leicht nicht fehlen. Wenn ich keine Bücher haben kann, so werde ich im großen Buche der Natur lesen, und, wenn meine Nachbarn mir nicht zusagen, wie der

gute Jean Jacques mit Blumen und Pflanzen Bekanntschaft machen.

Der Winter ist freilich eine schlimme Jahreszeit für den, dessen liebster Aufenthalt Feld und Wald sind. aber der muß sehr arm an Geist und Herz seyn, der nichts aus sich selbst herausspinnen kann. — In der heiligen Stille der Nacht, wenn das Feuer im Kamin knistert, und seine wohlthätige Wärme verbreitet, während draußen der Sturm heult und das Wetterfahnenlein auf dem Dach umhertreibt: o wie behaglich sitzt man da im ererbten Großvaterstuhl, und überläßt sich dem Spiele seiner Fantasie, beschwört, wie Compton, die großen Männer des Alterthums, baut philanthropische Kartenhäuschen, schneidet Riesen und Berge aus Postpapier, und holt, gleich dem schönen Prometheus, Feuer vom Himmel, in Gedanken, versteht sich, wobey man wenigstens nicht Gefahr läuft, seine Finger oder — Manchetten zu verbrennen.

O gewiß, der Mensch verschließt eine Welt in sich, wie manches Gebirge Gold, nur versteht es nicht ein jeder, die Wünschelruthe anzulegen.

2.

Ich habe meine Siedelei bezogen. Der Frühling hat seine Blumen nicht sparsam umher gestreut; die Erbsen blühen in meinem Garten, die Vögel singen

von meinen Bäumen — überall lächelt die Hoffnung des Jahres mich an, und doch regt sich etwas in meinem Busen, was das Lied der Lerche und die Elegie der Nachtigall nicht befriedigen können.

Ach! ist es denn wirklich so, daß es dem Menschen nicht gut ist, allein zu seyn?

Wenn ich auf dem benachbarten Hügel stehe, und der Odem der Natur so friedlich mich umsäuselt: dann habe ich Freundschaft mit der ganzen Welt, dann habe ich keinen Feind! Ich strecke meine Arme aus und schaue zum Himmel, als müßt ich von dort ein mir verwandtes Wesen zu mir herabziehen, und es an meine klopfende Brust drücken.

Kann denn der Mensch seines Daseyns nicht froh werden allein? Armes Geschöpf, traurig unter fremden Wesen, und elend unter deines Gleichen!

Warum fliegt mein Blick so oft nach jener Landschaft, die in meiner Stube hängt? Ein Hirt sitzt da bei seinem Mädchen im Schatten, und theilt mit ihm eine Traube. Die Beeren scheinen ihm süßer zu schmecken, da er von ihren Lippen sie nimmt.

Ich pflückte diese Blumen an meiner Hütte — Könnt ich sie doch jemanden zum Strauß anbieten!

3.

Nein, es ist nicht gut, daß der Mensch allein ist! — Ich ging gestern nach dem kleinen Wäld-

Gen unweit meiner Wohnung. Die Bäume glühten wie Feuer in der Abendsonne, die Rücken summten, die Vögel zwitscherten und alles freute sich seines Lebens. Ich stand da, verloren im allgemeinen Geswimmel. Der Ton von Menschenstimmen weckte mich aus meinen Träumen. Nicht weit von mir erblickt' ich ein Frauenzimmer mit einem Knaben an der Hand. Wie klopfte mir das Herz! Ich habe tausend Frauenzimmer gesehen, ohne daß etwas in meinem Busen sich geregt hätte! Sie hatte ein einfaches weißes Kleid an, einen schwarzen Strohhut auf, unter welchem braune Locken den Rücken herab fielen. Ihr Wuchs war niedlich — ihr Gesicht konnt' ich nicht sehen, denn sie stand gegen einen Strauch gekehrt, und der Kleine deutete darauf hin.

Als ich nahe genug war, ihr Gespräch zu hören, blieb ich stehen, an den Stamm einer Buche gelehnt.

„Schwester, sagte der Kleine, ich möchte wohl den hübschen gelben Vogel haben.“ —

Was konnte mir daran liegen, ob es seine Schwester war? Aber mich dünket doch, es würde mir minder angenehm gewesen seyn, wenn er sie nicht Schwester genannt hätte.

„Und was wolltest du damit?“ fragte sie mit einem süßen Akzente.

„In einen Käfig wollt' ich ihn setzen, und da sollt er mir den ganzen Tag singen.“

„Über dann würde das arme Geschöpf trauern, daß es nicht mehr bei seinen Gespielen im Walde flattern könnte; vielleicht hat es auch Jungen, und die würden ohne seine Pflege sterben.“

„Nun, so wollen wir ihn fliegen lassen.“

Sie küßte den Kleinen; ich machte in demselben Augenblick ein Geräusch, und sie drehte sich etwas erschreckt um. — Ein Mädchen zwischen sechzehn und achtzehn Jahren, mit einem Gesichte, wie Guido Reni sie malte. Hätte sie auch nicht eine schöne Seite ihres Herzens in dem eben angeführten Gespräche verrathen, in ihrem blauen Auge hätte ich doch den Zug von Güte und Wohlwollen gefunden. Gewiß, es giebt einen physiognomischen Ausdruck, den der Geweihte ohne Lavater's Kommentar versteht, und der sich mit Worten gar nicht komplementiren läßt.

Ich brachte einige Gemeinplätze vor, die einem in solchen Fällen eben den Dienst thun, wie der Säcker dem Frauenzimmer, wenn es sich schämt, zeigen zu müssen, daß es sich nicht mehr schämen kann. Uebrigens blieb mir von diesem fragmentarischen Gespräche nichts im Gedächtnisse, außer daß der Kleine sie Luise genannt und mir gesagt hatte, der Herr Pfarrer im nächsten Dorfe sey sein Vater.

Sie ging, und ich sah ihr nach, wie ihr weißes Gewand durch die Bäume schimmerte, und stand

noch lange wie ein Dichter, der eine Erscheinung gehabt hat. Nun sie fort war, fielen mir hundert schöne Sachen ein, die ich ihr hätte sagen können: aber die besten Gedanken kommen bey mir, wie bey manchen Rätthen — wenn es zum Rathen zu spät ist. —

Ich hatte mir vorgenommen, nicht so bald Jemanden in der Gegend zu besuchen, aber ich denke doch, ich werde dieser Tage die Bekanntschaft des Herrn Pfarrers machen.

4.

Gestern hatte ich mir vorgenommen, den Herrn Pfarrer allenfalls in der nächsten Woche zu besuchen, mir heute Nachmittag, Schlag zwei Uhr, stand ich schon in seiner Stube. Die Entdeckung, die ich über das Alleinseyn des Menschen gemacht hatte, mochte wohl den meisten Antheil an der frühern Ausführung meines Vorsazes haben. Er ist übrigens ein biederer gerader Mann, der sich den Fremden im Hauskleide zeigt, und die Worte nicht zurückhält, bis er sie kommod zusammen setzen kann. Er kennt ganz den kleinen Kreis, in dem und für den er lebt, und ist so wenig Kosmopolit, daß ihn die Pflanzen und Moose um sein Dorf mehr kümmern, als die ganze übrige Welt. Wir sprachen mancherley, besonders übey Menschengelt und Menschen-

verfälschung, und begegneten uns in manchem Punkte. Nur widersprach ich ihm etwas lebhaft, als er die Spiele der Fantasie zu sehr herabwürdigte und am Ende gar behauptete, die Götter hätten das lustige Ding mit Schmetterlingsflügeln lieber gar nicht aus dem Himmel ausfliegen lassen sollen. Alles, erwiderte ich, hat seine Zeit. Das Mädchen pflanzt Rosen, die Mutter Erbsen und Kohl — und die Erinnerung windet ja selbst dem Greis noch Blumen um seine Krücke.

Luise unterbrach unsere Unterredung. Sie war noch schöner als gestern, denn sie war freundlicher und unbefangener. Der Alte brachte sogleich das Klavier in Vorschlag, und sie setzte sich ohne Ziererey, und spielte einige kunstlose Melodieen, und sang dann Stollbergs schönes Lied — Süße heilige Natur! mit so viel Ausdrucke, daß alle Saiten meines Herzens wiederhallten.

Sie wurde mit jedem Augenblicke interessanter.

Wir sprachen hierauf verschiedenes, und unter andern auch vom Stadtleben. „Ich habe mich, sagte sie, nur einmal bey meiner Tante in B. ein paar Monate aufgehalten, und viel Geräusch, aber desto weniger Vergnügen gefunden. Meines Dünkens thut ein Landmädchen nicht gut, sich öfter in der Stadt aufzuhalten; man verliert daselbst nach und nach den Sinn für die einfachen prunklosen

Freuden des Landlebens, und gewöhnt sich unvermerkt an Bedürfnisse, die zum Glücke des Lebens eben nicht beytragen, und nicht selten eine unangenehme Verstimmung in uns zurücklassen."

So trug alles, was sie sagte, den Stempel eines angebauten Verstandes und eines richtigen Gefühls.

Ich wollte gehen, stand auf und zauderte, bis es Abend ward, und vries den Hirten auf der Landschaft in meiner Stube glücklich, weil er seine Trauben mit jemanden theilen konnte.

5.

Ich machte heut einen Spaziergang durch das Feld, und hatte meinen Kleist zu mir gesteckt, um zu lesen; allein mit der Leserey ist nichts unter Gottes schönem Frühlingshimmel, bey dem Weben und Brüten und Summen umher. Wer ein Herz hat, das Schöne in der Natur selbst zu finden, für den ist überhaupt der Dichter nicht mit seiner Laterna magica; diese gehört nur für die schönen Herrn und Damen, welche sich an dem gemalten Frühling auf ihren Tapeten ergözen, und sich die Blumen im Treibhause erziehen lassen.

Ich weiß nicht, wie es kam: es war als ich ausging, meine Absicht nicht, den Herrn Pfarrer zu besuchen: aber ehe ich mirs versah, stand ich vor

seiner Thüre, und so wars denn auch natürlich, daß ich hinein trat. In der Stube war niemand ausser dem kleinen Wilhelm, der mir sagte, Pava besuche eine kranke Base, und Luise habe die Nacht daselbst gewacht und sey nun im Garten. Ich gieng dahin, sah sie aber nirgends. Jetzt wolte ich mich in die kleine Laube setzen, welche in der Ecke des Gartens steht, aber wie fuhr mirs durch alle Sinne, als ich Luisen da erblickte — nachlässig auf die Bank hingestreckt, die Hände mit dem Strickzeuge im Schoosse, und schlummernd, so sanft, wie nur Unschuld schlummert. Ihr Halstuch hatte sich verschoben und der junge aufquellende Busen hob sich mit jedem Athemzuge. Meine Blicke fuhren betroffen zurück, als ob sie das Heiligthum der Liebe zu entweihen scheuten, und mir vergingen die Sinne. Ich ermannte mich, eilte in das Haus zurück, als fürchtete ich, sie möchte aufwachen und mich erblicken. — Sollte jemand hier übertriebene Delikatesse finden, so kann ich nichts als ihn bedauern.

Ich warf mich in der Stube auf einen Stuhl und nahm meinen Kleist zur Hand: aber auf jedem Blatte malte sich die holde Schäferin und ein neues Feuer regte sich in meinen Adern. Endlich erschien Luise mit verschämten Wangen und dem Lächeln einer Huldin auf den Lippen. Sie hieß mich freundlich willkommen und rückte einen Stuhl neben mich.

Wir plauderten über dies und jenes, und ihre schöne zartfühlende Seele webte in jedem ihrer Worte. Wohl zwanzigmal war ich im Begriff, ihre Hand zu ergreifen, und ihr meine Empfindungen zu bekennen: aber eine unsichtbare Macht schien meinen Arm zu lähmen und das Wort versagte mir auf der Lippe. Ich schied endlich mit neuen Zauberbanden gefesselt und unzufrieden mit mir selbst.

6.

Es war ein schöner Abend im Juni; die scheidende Sonne blickte so heiter durch die Zweige der alten Linden, wie ein Mensch, der mit Wohlgefallen auf sein Tagewerk zurück sieht; die jungen Vögel versuchten ihre ersten Lieder, und der Duft des frischgemähten Heues wehte von den Wiesen herauf zu uns. Wir saßen an dem Eingange eines Gehölzes auf dem Stamm einer gefällten Birke, Luise und ich, und vor uns hüpfte der kleine Wilhelm und verfolgte einen Schmetterling. Lange saßen wir schweigend und sahen und fühlten das Leben und die Sonne rings um uns her, als Luise; in der Fülle ihres Herzens, mit dem frommen Höltn ausrief:

Ja, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf ein Mensch zu seyn!

Gewiß, sagte ich, und ergrif unwillkürlich ihre Hand; die Erde ist schön, wenn nur die Menschen die Kunst besser verstünden, das Schöne überall zu finden und zu fühlen.

„Diese Kunst deucht mir so schwer eben nicht; unser eignes Herz führt uns darauf hin.“

Sie zog ihre Hand leise aus der meinigen zurück.

„Dazu gehört ein Herz, lauter und einfältig! Die Menschen haben sich zu viele Bedürfnisse selbst geschaffen, und über dem Bestreben, diese zu befriedigen, geht ihre Kraft und Selbstständigkeit verloren. Und auch den Bessern fehlt es an Gegenständen; sie müssen sich fast einzig auf sich selbst beschränken.“

„Ich glaube, in dem häuslichen Leben liegt schon eine kleine Welt für den Menschen; hier und in der ihn umgebenden Natur kann er sich ausbreiten genug.“

„Wohl wahr für den, dem nichts zu klein, zu unbedeutend scheint, der sein Herz theilnehmen läßt an allem, was um ihn vorgeht.“

„Das ist's eben. Es ist unsre Schuld, wenn das häusliche Leben uns zu einschläfernd vorkommt. Mir fällt dabei mein Klavier ein: ein einfaches Instrument, aber eine kunstreiche Hand lockt hundert verschiedene Melodieen daraus hervor.“

„Herrliches Mädchen! Glückliche, wem ein solches Geschöpf zu Theil wird! Er mag die ganze übrige Erde entbehren.“

Ich drückte ihre Hand an meine Brust — sie erröthete und schlug die Augen nieder.

Wir schwiegen einige Sekunden.

„Luise!“ sagte ich zitternd: — ich mußte meinem Herzen Luft machen, es hätte mir die Brust zersprengt.

Sie blickte mich an; ich glaubte in ihrem Auge zu lesen, daß sie mich errieth.

„Luise, ist ihr Herz noch frey?“

„Nein, sagte sie lächelnd und höher erröthend; es gehört meinem Vater und meinem Bruder; auch habe ich noch eine Freundin!“

„Luise, ich liebe und ehre Sie — das Glück meines Lebens ist in ihren Händen.“

Sie wurde einige Minuten nachdenkend, und erwiderte dann mit bescheidener Würde:

„Ich hasse alle Ziererey, Nedlichkeit bedarf dieser Schminke nicht, und darum gestehe ich Ihnen offen, daß mir die Liebe eines redlichen Mannes, und als solchen kenne ich Sie, nicht gleichgültig ist.“

„Ich darf also hoffen?“

„Ich habe einen Vater.“

„Ich werde mit Ihrem Vater sprechen; aber Luise, ich bin nicht reich; was ich Ihnen anbieten kann, ist das anspruchlose Glück des Mittelstandes.“

„Sprechen Sie mit meinem Vater, sagte sie süß lächelnd, und nahm ihre Hand, die ich gefaßt

hatte, mit einem sanften Druck aus der meinigen zurück. //

Sie stand jetzt auf, um nach Hause zurückzukehren, und ich begleitete sie bis an das Dorf. Wir redeten nur noch wenig, aber unsere Blicke begegneten sich oft, und das Lächeln der Liebe war der Dolmetscher unserer Empfindungen.

7.

Sie saß in der Gartenlaube, den Kopf sinnig auf die Hand gestützt.

„Luise! Ich habe die Einwilligung auch Ihres Vaters — Sie sind mein!“

Wie die Rose an ihrem Busen färbte jungfräuliche Scham ihre Wangen. Sie legte ihre Hand in die meinige und sah mich an mit einem Blick, der mich über alles irdische erhob.

„Luise!“

Ich preßte sie an meine Brust; unsere Lippen brannten zusammen, und mein ganzes Wesen zer-rann in der Wonne des ersten Kusses.

8.

Gewiß, die Liebe ist das Schönste in der Natur, und das Beste, was der Schöpfer uns geben konnte. Sie streut ihre Rosen auf die dornigsten Pfade des Lebens, gleich der Abendsonne, die auch den nackten

Felsen vergoldet, und selbst ihre Schmerzen sind mit Wohlthut untermischt. — Alle Bäche des Lebens strömen jetzt lebendiger mir zu, alle Gestalten lachen mir freundlicher entgegen, und die Schöpfung hat sich erweitert vor meinem Blicke.

Liebe, wo du bist, da ist Lebensfülle und Gedeihen, und ohne dich Nacht und Todesschlaf!

Das wußten die Griechen. Der geflügelte Knabe löschte die Lampe ihres Lebens aus mit leisem Hauche, und zündete sie wieder an in Elyseum, wo sie reiner und heller brannte. Unsere Theologen haben den schönen Genius mit ihren Folianten todt geworfen, und brauchen sein Gerippe zum Popanz, und machen den Himmel zu einer Schattenwelt ohne Kraft und Leben, zu einer weiten Dede, wo die armen Seligen, wie die Egyptischen Mönche im heißen Sand gelagert, die Strahlen der Sonne, so wie jene das ewige Licht über sich ausströmen lassen.

9.

Laise, wir sind nun vereinigt durch unauf löbliche Bande: aber ich denke, sie sollen uns nicht drücken. Hand in Hand wollen wir zusammen gehen, und wirken und dulden, und uns freuen, daß wir uns gefunden haben. Wir wollen wirthschaften mit den Freuden des Lebens, wie es die Natur macht: Neben der aufgebrochenen Rose läßt sie die Knospe fei-

men, damit diese blühe und duft, wenn jene verwelkt ist. Es werden mit unter auch trübe Tage kommen, aber Weisheit wird uns die Kunst lehren, sie zu tragen. Wir können alles verlieren, so lange wir uns selbst bleiben. — Wenn die Blüthe des häuslichen Glücks so oft abfällt, ohne Früchte zu bringen, so kommt dieß meist aus Verwahrlosung; darum, Luise! laß uns aufmerksam seyn, und die zarte Pflanze warten mit Liebe und Geduld.

Alles Schöne und Gute, was wir auf unsrer Wanderung finden, wollen wir aufbewahren als einen Schatz für unsre Kinder, damit auch sie dereinst ihres Daseyns sich freuen mögen, und die Menschen sich ihrer.

IO.

Ich habe gefunden, was den Himmel auf Erden ausmacht, treue Liebe. Die Sonne blickt freundlicher auf meine Hütte seit Luise sie bewohnt, die Blumen blühen schöner mir entgegen, und der Wein ist süßer, den sie mir einschenkt. Die Parze webt sanfter den Faden meines Lebens, denn die Liebe lacht auf das Gewebe.

Wehe, wer keinen Sinn dafür hat! er nahe sich nie meiner Schwelle. Aber der Verirrte komme und finde hier seinen Glauben an Menschenglück wieder.

Die Erde ist ein bezauberter Garten, den eine wohlthätige Fee, die Liebe, bewacht: wenn sie nicht lächelte bey seinem Eintritt, der findet nur eine traurige Wüste: aber wenn ihr Talismanu berührt, dem blüht ein Paradies entgegen.

10.

Dort sitzt sie, und blicket mit mütterlichem Wohlgefallen auf das süße Geschöpf unserer Liebe nieder, welches an ihren keuschen Busen sich schmiegt, und ihr entgegen lächelt, wie die Knospe dem, welcher den Stock pflanzte: sie verspricht ihn einst mit ihren Wohlgerüchen zu erquickten.

O wie will ich die kleine Pflanze pflegen und warten, damit sie gedeihe und Früchte bringe!

Früh will ich sie führen in die Natur, damit ihr freundlicher Strahl die Blüthen ihrer Seele hervorlocke aus der zarten Hülle; das Lied der Nachtigall soll die Melodie ihres Herzens aufwecken, und der schöne Himmel und die schöne Erde sollen ihr zulächeln, und sie an sich ziehen. Auf der Blumenflur, und im tröstenden Mond will ich ihr den Schöpfer zeigen, und sie hinführen auf die Spuren seiner Güte. Sie soll keinen andern Weg gehen, als den ihr Herz ihr zeigt, und da will ich meine Hand ihr reichen, und sorgen, daß ihr zarter Fuß nicht anstoße, und kein Dorn sie rize, wenn sie die Rose

brechen will. — Daher kommt das Unglück der Menschen, daß man sie herauszieht aus dem Kreise, worin die Natur sie gestellt hat; da geht alle Lust und alle Kraft ihres Lebens verloren. Mir kommt es vor, wie der Wanderer, welcher mit Lebensgefahr den Montblanc ersteigt, und sich belohnt glaubt für alle Beschwerden seiner Wallfahrt durch die Aussicht in das Unermeßliche unter ihm: aber ach! vor seinem schwachen Auge schwindet es in dämmernde Umrisse; Berge und Seen verlieren sich in kleine Punkte, er selbst kann nicht ausdauern in dem reinen Aether; kalter Schwindel ergreift ihn, er sinkt nieder, noch glücklich, wenn er je das ruhige Thal wieder sieht, und die Hütte, wo er geboren ward, und wo ihm die Freude ohne Mühe blühte.

Ich werde meine Tochter zu bewahren suchen vor diesen Abwegen, und sie aufmerksam machen auf das, was ihr zunächst ist. Sie soll die ländlichen Arbeiten sehen, und lernen, daß Wohlstand nur blühe durch Fleiß, und daß Fröhlichkeit auch hinter dem Pfluge gehe. Keine ihrer süßen Ahnungen will ich stören, keinen ihrer kindlichen frohen Träume: sie sind das Leben der Jugend, das freundliche Roth am Morgenhimmel der Kindheit. Wenn sie heranreift, dann will ich sie zu dem Busche führen, wo der Hänfling seine Jungen heckt; sie sehe das Bild der mütterlichen Sorgfalt und Liebe, und eine

süße Ahnung schwellte ihren Busen. Auf den Gräbern unsrer Abgeschiedenen, die sie nicht kannte, will ich oft mit ihr weilen, und ihr erzählen von ihnen, und sie mit der Hoffnung vertraut machen, daß sie dort sie finden wird über den Sternen.

Wahrheit und Güte und Liebe seyen die Grazien, denen sie opfert; und hat sie einst auch den Jüngling gefunden, dem ihr Busen feurig entgegen klopft, so will ich selbst sie in seine Arme geben, und mit ihr theilen die Wonne in froher Rückerinnerung.

Nach
habe du
Soll ich
wird
Stimm
Ehre rag
Es wird
anzu
nicht Se
in: sie sel
ten, und
me trüer

Ein St
wenn ei
die Sun
hand der
Eillen an

Die Feldblume.

(an ein junges Mädchen)

Noch schmückt der Frühling deine Jahre; noch suchst du das Glück, für welches du geboren scheinst. Soll ich dir sagen, wie du die Reise durchs Leben verschönern, und auf immer bange Wünsche und Mißmuth am leichtesten von dir entfernen kannst? . . . Suche tugendhafte Liebe, durch Achtung geläutert; Sie wird dir den Pfad ebnen, auf welchem du wandelst, und ihn mit Blumen bestreuen; dein innigstes Bestreben sey es allein, der Tugend zu gefallen: sie selbst wird dir dann manche Winke dazu geben, und die Mittel erleichtern, indem sie dich immer besser macht.

*

Ein Blumenfreund forschte einst nach der Ursache, warum eine gewisse freundliche Feldblume, die ohne Kunst, allein von der treuen mütterlichen Hand der Natur gepflegt, bescheiden verborgen im Stillen aufwuchs, den süßen Duft ausstreuete? Wo

her freundliches Blümchen, sprach er, wo nimmst du diese liebliche Farbe, und diesen erquickenden Balsam, der nimmer vergeht? Wer hat so liebend, auf dieser öden Aue unter düstern Gesträuchen dich aufblühen lassen? —

„ Klein (antwortete es —), und unbefangen und ohne Ansprüche bin ich; die gute Mutter hat mich gepflegt, und der Einfluß ihres stillen Wohlthuns liegt in meinem Kelche aufgehoben; mancher rauhe Sturm hat mich vor Uebermuth bewahrt, und lange, ehe meine Blüthe keimte, habe ich nahe bey einer Rose gewohnt, die meine Jugend bildete, ihren süßen Duft mir mittheilte, und dem Guten mich gefallen lehrte.“ —

*

Weißt du die Anwendung? Ist es die Tugend, die hier unter dem Bilde der Rose erscheint? — Kennst du die freundliche Blume? Und den Blumenfreund?

D.

Die Schweikereise.

Ein Gemälde aus dem häuslichen Leben.

Zwei Jahre lang hatte ich mit den Ränken eines eigennütigen Vormunds um den Besitz meiner Caroline gekämpft. Leser, wie auch dein Herz gesinnt sey, erspare mir den Namen des Mannes, der viele schöne Stunden in meinem Leben mit Bitterkeit füllte! — Er hatte zuerst alle unedle Mittel aufgeboten, um mich seiner Mündel verdächtig zu machen; und als diese Versuche mislangten, sich an den Fürsten gewendet, und diesem vorgestellt: daß seine Pflgetochter im Begriff sey, einem Mann ohne Vermögen und ohne Titel, einem Ausländer, der sie gleichsam bezaubert haben müsse, ihre Hand zu geben, um ein Vermögen von hundert tausend Thälern, das ihr Vater im Lande gesammelt habe, aus seinen Staaten zu schleppen.

Der Fürst übergab die Anzeige dem Intellarrath, und dieser, mit seinem Berichte, der Hofkammer.

Bei diesen Herren war meine Sache in den besten Händen. Ich erfuhr bald, was sie beschlossen hat-

ten; und ging an dem Tage, da mein Schicksal aus ihren Händen in die Hände des Fürsten kam, in die Audienz. Mit Freimüthigkeit und Bescheidenheit hatte ich dem Fürsten meine ganze Lage entdeckt. Sie sehen hieraus, schloß ich, daß ich ein Mann ohne Rang und Titel bin; allein den Titel eines ehrlichen, arbeitsamen Mannes kann mir niemand entziehen. Genehmigen Sie, gnädigster Fürst, die Wahl eines Mädchens, deren Verstand keiner Vormundschaft bedarf, und deren Vermögen ich, zum Unterpfande meiner Fähigkeit, mich und die Meinigen zu nähren, bis zur Großjährigkeit der Kinder, die ich zu erhalten hoffe, in Ihren Staaten zurücklassen will.

Der Fürst sprach ausnehmend gütig mit mir; klingelte alsdann, und sagte seinem Kammerherrn einige Worte. Dann kehrte er ganz unbefangen zurück, und wunderte sich sehr, daß ich, nach vollendeten Studien und dreijährigen Reisen mich auf ein kleines Landgut zurückziehen, und diesem Plan selbst in dem Augenblicke getreu bleiben wolle, in welchem ich der Gatte eines Mädchens zu werden gedächte, dessen Vermögen mich bey jeder glänzenden und thätigen Rolle so sehr unterstützen würde.

Diese letzten Ausdrücke waren nicht nach meinem Geschmack, und ich hätte vor keinem Fürsten in der

Welt schweigen können. Ich sagte ihm daher, mit der Ehrfurcht, die sein Stand, und mit dem Zutrauen, das sein Herz von mir forderte, daß ich nirgends eine thätigere Rolle als bey meinem Plane ausfinden könne; und daß dieser Plan ganz unabhängig von aller Unterstützung, vorzüglich aber von der Unterstützung durch das Vermögen meiner künftigen Gattin unabhängig seyn müsse.

Mit einem Lächeln, das mich weder beleidigen noch zurückhalten wollte, hatte der Fürst meine Aeußerung über die Grundsätze meines künftigen Lebens gehört. Ich bemerkte, daß ich bey dem Schlusse etwas lebhafter gesprochen hatte; ich setzte daher, mit gedämpfter Stimme, die Bitte bey, daß der Fürst, wenn ich irgend etwas ihm auffallendes, oder auf eine nicht ganz schickliche Weise gesagt haben sollte, mein Verschwen mit seiner so allgemein gepriesenen Güte entschuldigen möchte, da ich von Gegenständen, die mein Herz und meinen Verstand gleichstark beschäftigen, nicht mit Kälte sprechen könne.

Nein, sagte der Fürst, mir gefällt Ihre Offenheit, und der Plan Ihres Lebens. Ich würde Ihnen übrigens gegen die Gemeinnützigkeit des Bestern noch hier und da eine Einwendung machen, wenn ich mir getraute, Ihre Begeisterung zu überzeugen.

In demselben Augenblicke trat der Kammerherr wieder ein; der Fürst ging in das Nebenzimmer, und ich blieb mit jenem allein. Ich sah ihm an, daß er gegen meinen Plan noch mehr, als bloße Einwendungen gemacht haben würde. Er maß mich mit — ich will nicht sagen, verächtlichen — aber doch etwas herabsehenden Blicken, und sagte endlich, da ich selbst um alles in der Welt keinen Stoff, ihm Rede abzugewinnen, auffinden konnte: Um Vergeltung, Sie sind aus der Stadt?

Mein Vater war der Fürstlich — ische Geheimerath Wächter. Ich bin hier ganz fremd.

„Ah, schön! Sie sind also aus — ingen?“ —

Ja!

„Und bedienen dort...?“

Der Kammerherr hatte hier mein Lieblingswort erhascht. Ich antwortete ihm: Niemand. — Ich lebe auf meinem Gütchen Freisach, mir selbst, der Landwirthschaft, und meinen Büchern.

„Also ohne alle Stelle am Hofe?“

Ohne alle.

„Ihr Herr Vater stand doch, so viel ich mich erinnere, sehr in der Gnade auch des jetzt regierenden Fürsten?“

Der Fürst schätzte ihn.

„ Sehr hart, fuhr er mit einem etwas mitleidigen Blicke fort, den Sohn eines geschätzten Vaters so zurückzusetzen! „

Thun sie dem Fürsten nicht unrecht, Herr Kammerherr. Er hat mich nicht zurückgesetzt.

„ Wie das? Er hat Ihnen doch keine Dienste gegeben? „

Er hat mir einen Platz angeboten. Ich erkenne dankbar, daß er meines Vaters Verdienste auch in mir noch zu belohnen suchte.

Der Kammerherr sah mich etwas verlegen an, ungefähr, als ob er meiner Erzählung nicht ganz glauben könnte, oder sich die Ursache meiner Nichtannahme höflichst erbitten wollte, als der Fürst das Nebenzimmer öffnete, und, Carolinen an der Hand, heraustrat.

„ Hier haben sie Ihre Braut, sagte er mit einer Miene voll Güte; ich bin nun überzeugt, daß beyde gut gewählt haben. Mein Befehl an die Collegien soll noch in dieser Stunde ergehen. „

Wir stammelten, tief gerührt, unsern Dank. Der vortrefliche Fürst nahm unsere Gefühle liebreich auf, und entließ uns mit der Versicherung: daß er auf der Reise nach —ingen, die er jedes Frühjahr zu machen pflegte, die Stunde seitwärts gehen, und uns in Freisach besuchen werde.

Einen Monat nachher war ich Carolinens Gatte. Drey Jahre flogen dahin; mit jedem kam neues Glück zu uns. Ein Knabe und ein Mädchen spielten um uns, und füllten jeden Augenblick, den wir uns abmüßigen konnten, mit unaussprechlichen Freuden. Meine Gattin hatte Hoffnung, bald wieder Mutter zu werden; wir scherzten manchen Abend darüber auf der Bank unter den zwei großen Linden vor meinem Wohnhause; unsere Wünsche waren verschieden, und mein liebes Weib votirte, was ich auch immer einwenden mochte, auf ein Mädchen.

So saßen wir am zehnten September des Jahres siebenzehnhundert vier und neunzig auf unserer gewöhnlichen Streitbank, und freuten uns der herrlichen Kühle nach dem heißen Tage, und des prächtigen Anblicks der eben untergehenden Sonne. Wir hatten einen benachbarten Pächter besucht, der seit einigen Wochen krank lag, und waren eben ganz froh zurückgekommen, weil wir den braven Mann recht erträglich gefunden hatten. Meine Caroline stand jetzt auf; sechs Stunden hatte sie ihre Kleinen nicht gesehen. Wir traten in unsre Wohnstube; auf den Behen gieng uns die Kinderwärterin entgegen: Wir möchten ja leise seyn; die Kinder schliefen beyde seit einigen Minuten. Von zwey Uhr an hätten sie geglüht, wie eine Kohle, und seyen ganz außer sich gewesen.

Ich beruhigte mein bebendes Weib, gieng hinein, und fand beyde in heftigem Fieber. Es sey noch zehnmal ärger gewesen, versicherte das Mädchen; und der Knabe habe, sie glaube es ganz gewiß, stille Sichter gehabt. Jetzt gieng ich heraus zu Carolinen, und sagte ihr, daß vermuthlich die Blattern im Anzug seyen. Wir schickten sogleich nach einem Arzt in die Stadt; meine Kappen flogen hin und her, und mein Freund, Doktor Rothheil, war bey mir. Er konnte nichts Bestimmtes sagen, vermuthete aber Blattern, wie ich selbst in der ihm gegebenen Nachricht, wegen welcher er zur Vorsorge einige Medikamente mitgenommen hatte.

Am andern Tage zweifelte er nicht mehr an den Blattern. Er brauchte die Mittel, welche als Vorbereitungen guten Erfolg hoffen ließen. Die Kinder schienen täglich besser zu werden; die Blattern traten nach Wunsch hervor. Jetzt gab Rothheil uns Verhaltensregeln, und reiste zurück.

Caroline hatte seit fünf Tagen das Bett ihrer Kinder nicht verlassen. Getröstet übergaben wir sie jetzt auf einige Stunden der Vorsorge der Wärterin; und die guten Hofnungen aus dem Munde des Arztes hatten uns in süßen Schlummer gewiegt. Auf einmal erwache ich von einem Wachen an der Thüre; die Wärterin winkt mir, da ich öffne, mit beäng-

stiger Miene; ich laufe betäubt ihr nach, und finde meine Kinder in einem schrecklichen Zustande.

Die Blattern waren nicht mehr sichtbar; Beängstigung und gichterisches Zucken waren an ihre Stelle getreten. Silends weckte ich meinen Knecht, den Arzt zu holen. Er kam mit anbrechendem Tage; und noch schlief meine Caroline. Er verordnete in der Eile starken Wein, und schickte nach der Stadt um Arzeneyen. Ich verließ das Lager meiner Kinder, um Caroline auf die so bedenkliche Veränderung vorzubereiten.

Kaum war ich in unserm Schlafzimmer, als sie erwachte. Nie wird irgend ein Eindruck, so lange ich lebe, die Erinnerung an die süße Muttermiene verwischen, mit der sie mir sagte: Gottlob, Carl, mit den Kindern muß es gut stehen; ich habe verlangt, bey dem geringsten Anstande geweckt zu werden, und schon ist voller Tag.

Mit vielen Wendungen kam ich auf die schlimme Nachricht, und in dem Augenblick flog die zärtliche Mutter aus ihrem Bette, kleidete sich schnell an, und lief zu ihren Kindern. Sie kam zu dem fürchterlichsten Anblicke; der kleine Carl hatte heftige Zuckungen, und Rothheit gab wenig Hoffnung.

Ich eile, die Erzählung meines schrecklichen Schicksals zu endigen. Carl und Luise starben, an dem nemlichen Tage, in den Armen ihrer Mutter; und

unmittelbar darauf wurde meine Caroline entbunden; vier und zwanzig Stunden nachher war auch sie nicht mehr, und ihr kleines Mädchen, das ihren Namen verewigen sollte, folgte ihr nach wenigen Stunden.

Nun war ich allein in der Schöpfung. An Nichts nahm ich Antheil. Die ersten acht Tage ging es ganz leidlich; ich hatte mich eingesperret, und sah niemand, als meinen Oberknecht, der mir das Essen auftrug. Ich las, und sah und verstand nichts. Endlich vermocht' ich es, mich an die Trostgründe der Philosophie zu wagen, die ich so oft bewundert, so oft ahndern gepredigt hatte; und nun fing ich erst an, mich zu fühlen. Ich fühlte meinen Verlust; mein Schmerz stieg bis zur Raserey: drey Monate lag ich krank, und da ich mich nun wieder besserte, wünschte ich recht von Herzen, zu sterben.

Rotheil war mir Arzt, und was noch mehr zu meiner Rettung beytrug, Freund. Er brachte mich, ohne daß ich beynah es wußte, in die Stadt, und ließ mich nie aus seiner Aufsicht.

Im April des Jahres fünf und neunzig, da ich seit meiner Wiederherstellung drei Monate lang ein wahres Pflanzenleben gelebt, und in dieser Zeit nicht einmal verlangt hatte, mein Landgütchen

zu sehen, schlug er mir eine Reise nach der Schweiz, als nöthig, mir wieder Ton zu geben vor. Sein Bruder sollte mich begleiten. Mir war alles recht. Ich überließ meinem Freunde die Besorgung meines Guts, und die Verwaltung des weitläufigen Vermögens meiner verlorren Caroline, das nun an mich gefallen war.

Zu Anfang des May saß ich mit dem Rath Nothheil im Wagen, um in die Schweiz zu reisen. Noch immer war der größte Theil des Tages schwermüthigen Betrachtungen gewidmet, die mich ganz von allen mich umgebenden Gegenständen ablenkten.

Ich träumte mit offenen Augen. Mein Zustand würde sich unfehlbar verschlimmert haben, hätte nicht mein Reisegefährte mit eben so viel Klugheit als Freundschaft an der Wiederherstellung meiner Gesundheit durch Zerstreung und beständige Beschäftigung mit dem, was um uns her vorging, gearbeitet.

Das erste Schauspiel der Natur, was mich einigermaßen wieder auf Gegenstände außer mir aufmerksam machte, war der Rheinfall bey Schaffhausen. So ungefähr tobte es in meinem Innern; so verschlang eine Woge die andere; so stäubten, in dem ewigen Getöse meiner Leidenschaften alle bessere Empfindungen in der Luft zu Nichts. Ich wurde aufmerksam; und in eben diesem Zeitpunkte sah ich

mein Elend, wie in einem Spiegel. Wir reiseten weiter, und diese Ideen begleiteten mich. Ohne andre Ereignisse, als die in allen Reisebeschreibungen vorkommen, erreichten wir Bern. Hier wohnten zwei Schwäger meines Gefährten, biedere Schweizer, die, zwar weniger zart, aber mit einer dem redlichen Herzen eigenen Naivetät sich meiner annahmen.

Sie öffneten meine Wunden; doch bald empfand ich, daß es dieselbige Operation war, welche der fluge Wundarzt vornimmt, um sich des gefährlichen fremden Körpers desto sicherer zu bemächtigen.

So verließ ich Bern, schon mehr meiner Empfindungen mächtig, mehr meinem Schmerz, aber auch mehr mir selbst wiedergegeben. Auf dem Wege nach Thun vermocht' ich es, meinem Reisegefährten eine Schilderung meines Verlusts und meines Elends zu machen, was ich bis jetzt noch nicht gewagt hatte. Mit weiser Theilnahme wiederholte dieser selbst die rührendsten Gegenstände meiner Erzählung, um meine Thränen reichlicher fließen zu machen. In Thun nöthigte er mich, den Kirchhof zu besuchen, der eine göttliche Aussicht gewährt.

Erst lenkte er meine Blicke auf die Gräber, und da diese mich heftig erschütterten, auf die umherliegenden Berge und entfernten Schneegebirge. Meine Brust erweiterte sich; ich fühlte zum erstenmal, daß ich zwar unendlich viel, aber nicht alles,

verloren habe. Wir stiegen die Stufen herab, um in das Schiff einzutreten, das uns auf dem See weiter bringen sollte. Das trübe Wasser des Thuner Sees stimmte zu meinen Empfindungen; die malerischen Abwechslungen seines linken Ufers belebten den Strahl von Hoffnung, der erst seit wenigen Stunden in meine Seele gefallen war.

Von einem Vorgebirge an, das die Nase heißt, erblickte ich auf dieser Seite mit einigem Trost die hohen, nackten Felsenwände, und mit inniger Ruhe sah ich auf diesen beinahe unzugänglichen Höhen einzelne Häuser, und, wenn ich nicht irrte, sogar Dörfchen. So abgeschieden, dachte ich bei mir, leben zu können, ist wahre Weisheit. Und diese neue Grille, die ich bald herzlich lieb gewann, wurde die Quelle meiner Genesung.

Kaum hatte ich einen Platz entdeckt, wo es möglich schien, anzulanden, als ich meinem Freunde vorschlug, zu einigen dieser verwaisteten Häuser hinaufzuklettern. Er gab meiner Laune nach; aber unser Schiffer war gar nicht dieser Meinung. Er berief sich auf unsern Miethvertrag, und sprach viel von der gefährlichen Farth auf dem See. Beide Einwürfe widerlegte ich durch Versicherungen einer reichlichen Zahlung; und nun wurde er unser treuer Führer.

Wir kamen nach einer mühseligen Reise von beinahe zwei Stunden an eine dürstige Hütte. Die Bewohner sahen uns, wie Erscheinungen, an; boten

uns aber, bei unserm Eintritte das, was sie hatten, Milch und Käse, mit willigem Herzen.

Ein Mann, von etwa vierzig, eine Frau von dreißig, und ein Knabe von sechs Jahren lebten in diesem, den Sonnenstrahlen unzugänglichen, zwischen starren Felsen verborgenen Häuschen. In weniger als einer Stunde wurden sie ganz vertraulich; und da wir ihnen etwas Geld, das sie für einen Reichthum hielten, gegeben hatten, sagte das Weib: Sie gehören vielleicht dem braven Herrn zu, der seit einigen Jahren dort oben, wobei sie mit dem Finger auf eine weit höher liegende Hütte zeigte, seine Wohnung genommen hat? Ich fragte näher nach ihm, und hörte, daß er vor etwa fünf Jahren hieher gekommen sey, und jenes Häuschen an sich gebracht habe. Seitdem besuche er sie und die andern Nachbarn beinah in jedem Monat, und habe einst, da ihr Mann sehr krank gewesen sey, ihr Geld gegeben, um für seine bessere Pflege sorgen zu können. Es sey nur schlimm, daß man den Herrn so schwer verstehe, weil er gar nicht gewohnt sey, die Landessprache zu reden.

Ich verließ die guten Leute, mit dem Entschlusse, den Fremden in seiner Hütte zu besuchen. Es war ein hartes Tagewerk für einen Wiedergenesenen, sich noch eine Stunde höher hinaufzuschleppen. Endlich erreichten wir das bezeichnete Häuschen; es war

besser und bequemer, als die Hütte, die wir eben verlassen hatten.

Der Bewohner war nicht zu Hause. Ein Bursche von etwa vierzig Jahren, der ihn seinen Herrn nannte, suchte uns auf eine gute Art abzuweisen, weil, wie er sagte, sein Herr allen Umgang so viel möglich vermeide. Wir wußten ihn zu beruhigen, und er gestattete endlich, daß wir auf einem bedeckten Vorplaze der Hütte uns niederseßten. Während wir uns mit ihm unterhielten, sahen wir zwischen einem dunkeln Steingeklüfte einen Mann heraus kommen, dessen Anblick uns Ehrfurcht und Mitleid zugleich einflößte. Kaum hatte er uns erblickt, als er abzulenken und sich wieder von seiner Hütte zu entfernen bemüht war. Wir gingen ihm entgegen, und baten um Entschuldigung unsers Ueberfalls; ein Zufall habe uns in diese öden Gegenden gebracht, und die einbrechende Nacht gestatte uns nicht, unsern Weg ohne Gefahr fortzusetzen.

Das Verdrüßliche in seiner düstern Miene schien sich zu verlieren; mit wenigen gebrochenen Worten lud er uns in seine Hütte ein. Wir folgten ihm; die bequeme und reinliche innere Einrichtung zeugte von dem Geschmacke des Besitzers. Er bot uns die dürftigen Erfrischungen jener Gegend an, und wir genoßen ein äußerst mäßiges Abendessen. Da ich bemerkte, daß die deutsche Sprache ihn hinderte, sich

uns mehr mitzutheilen: so fing ich an, französisch zu reden. Er wurde etwas heiterer und gesprächiger. Mein Aussehen verrieth ihm, daß ich krank seyn müßte, und ich antwortete ihm auf seine Erkundigung, daß Unglück und Gram mich niedergedrückt habe. Eine theilnehmende Bähre glänzte in seinen Augen. Er bat mich, ihm mein Schicksal bekannt zu machen, und ich that es.

Reichlich floßen meine Thränen, indem ich ihm alles erzählte, und erquickend war es mir, die wärmste Theilnahme bei ihm zu finden. Ich hatte geendigt. Ach, sagte er, sie waren unglücklich; sie verloren beinahe so viel, als ich; aber die Art, wie ich es verlor, war unendlich fürchterlicher. Ein Unglücklicher hat keine Geheimnisse vor dem andern. Morgen sollen Sie mein Elend kennen lernen.

Die Nacht, welche ich auf dem Boden einer Hütte, von einer Matte kärglich bedeckt, zubrachte, war die beste seit dem Tode meiner Caroline. Erst gegen Morgen erwachte ich, und schon war unser Wirth beschäftigt, ein Frühstück bereiten zu lassen. Kaum war dieses vorüber, als ich in ihn drang, uns seine Schicksale bekannt zu machen. Er gab uns einige Blätter Papier, und bat uns, selbst zu lesen. Ihm, fuhr er fort, sey es Wohlthat, einen bedeutenden Zeitraum seines Lebens vergessen zu lernen.

Der Aufsatz war in französischer Sprache verfaßt. Ich gebe eine Uebersetzung davon, die, wie ich selbst fühle, weit hinter dem Originale zurück bleibt.

„Ich bin auf dem Schlosse B a u t b i e n, zwölfe Meilen von R e n n e s, der Hauptstadt in B r e t a g n e geboren. Meine Lebensgeschichte bis zum 24. Januar 1789 ist in wenigen Zeilen erzählt. Wollte Gott, daß eben diese laconische Kürze mein übriges Schicksal in sich faßte!

Ich war der älteste Sohn, lebte bis ins vier und zwanzigste Jahr zu Paris, und wurde durch meines Vaters Tod auf die Güter gerufen. Diese bestehen aus der Herrschaft B a u t b i e n, die gegen zweimal hundert tausend Pfund Renten abwarf. Zween jüngern Brüdern waren die Renten zweier kleinen Güter in der Normandie ausgesetzt, die den vierten Theil meiner Herrschaft betragen mögen.

Das Gewühl der Hauptstadt hatte nie etwas über mich gewinnen können. Ich lebte da, um meines Vaters Befehl Genüge zu leisten. Oft wünschte ich mich auf mein liebes B a u t b i e n, wo ich die Reize der Natur ohne Zwang genießen, und mir selbst und den mathematischen Wissenschaften, die ich außerordentlich lieb gewonnen hatte, leben könnte.

Sieben Jahre hatte ich unter der Aufsicht eines Hofmeisters, der nicht gemacht war, die Reinheit meiner Sitten zu erhöhen, in Paris gelebt, als eine

sonderbare Entdeckung meiner einfachen Lebensart eine ganz andere Gestalt gab. Ich wartete einst in der Dämmerung einen starken Schlagregen in einem Caffeehaus ab, als ich zwei Personen im angrenzenden Zimmer sehr eifrig über ein Mädchen sprechen hörte, das große Erbietungen des Herzogs von Orleans abgewiesen habe, und jetzt durch eine ganz besondere List und ein bißchen Entführung in seine Arme geliefert werden solle.

Einer der beiden Sprecher trug dem andern auf, einen jungen Menschen von etlichen und zwanzig Jahren aufzusuchen, der die Rolle eines in der ersten Jugend verlornen Bruders spielen, die Spröde unter gutem Vorwande auf das Land bringen, und dann den Herzog weiter sorgen lassen solle. Mir war es interessant, an diesem Roman Theil zu nehmen; ich trat, wie von ungefähr, in ihr Zimmer, und suchte mich sehr ins Auge zu stellen, um meine Eigenschaften als Mittelglied geltend zu machen. Es gelang mir über Erwartung. Einer der beiden Unbekannten bot mir ein Spiel an; ich entschuldigte mich, daß meine Umstände es nicht lißen. Einige Minuten nachher zog er mich auf die Seite, und fragte mich, ob ich durch Treue und Verschwiegenheit ein Stück Geld verdienen wolle. Ich gab die heiligsten Versicherungen. — Nun wurde ich in ein eigenes Zimmer geführt, und unterrichtet, daß der Herzog von Or-

leant sich in eine Demoiselle *Biviers*, die in der Vorstadt *St. Denis* wohne, heftig verliebt, daß aber ihre sonderbare Tugend die glänzendsten Erbie- tungen verworfen habe. Diese *Biviers* habe einen Bruder, der im achten Jahre aus dem elterlichen Hause entlaufen sey, und erst vor wenigen Monaten von *St. Domingue* aus gemeldet habe, daß er bald in guten Umständen zurück kommen werde.

Hierauf wolle man die List gründen, das Mäd- chen von ihrer mürrischen Mutter, die sie jetzt nicht aus den Augen lasse, weg, und auf das Land zu bringen; mir sey die Rolle des Bruders zuge- dacht, und ich würde mit den kleinsten Familien- Umstän- den bekannt gemacht werden, um sie richtig spielen zu können; besonders aber müßte ich mich bemühen, seine Hand genau nachzuahmen, um durch ein neues Schreiben seine An- kunft zu melden.

Ich zeigte mich äußerst willig, und bewährte mein Talent durch die täuschende Aehnlichkeit, mit welcher ich das oben angeführte Schreiben nachmalte. Alles wurde verabredet, das Haus der *Biviers* mir genau bezeichnet, und zur Ausführung des Plans der Sonntag nach acht Tagen angesetzt, an welchem der Herzog von einer Reise zurückkommen würde. Ich bat meine Freunde, sich meiner Treue und Behutsamkeit versichert zu halten, drang aber bei ihnen in- ständig darauf, mir an gedachtem Tage einen an-

sehnlichen Vorschuß zur Belebung meines Eifers mitzubringen, welches sie mir zusagten.

Am Abend des andern Tages suchte ich die Wohnung der Viviers auf. Ich hatte keine andere Absicht, als Mutter und Tochter zu warnen, und allenfalls durch Geldunterstützung in den Stand zu setzen, den Anschlägen des Bösewichts zu entgehen.

Ich traf beide mit einer alten weiblichen Wärterin bei einem kargen Abendessen. Sie waren erstaunt, einen Fremden eintreten zu sehen; ich war es noch weit mehr, da ich die schöne Tochter erblickte. Verstand, Schönheit und Unschuld hat nie ein weibliches Antlitz so sprechend ausgedrückt. Ein bezaubernder Wuchs vollendete das herrliche Ganze.

Auf meine Bitte entfernte sich die Aufwärterin; ich erzählte ganz kurz die Geschichte des vorigen Tages. Mutter und Tochter erblaßten. Nun machte ich mich ihnen bekannt, und erboth mich, sie noch diese Nacht in Sicherheit zu bringen. Man zauderte, mein Erbiethen anzunehmen. Dringend wiederholte ich es, und erschöpfte meine Beredsamkeit, um ihnen zu bezeugen, daß sie sich keinem redlicheren Manne anvertrauen könnten. Endlich wurde ich günstig angehört; der nächste Abend zur Ausführung bestimmt, und mir mit vielen Thränen der herzlichste Dank gesagt.

Ich miethete ein bequemes, aber ganz abgelegenes Haus in der Vorstadt St. Germain. Hierher brachte ich in der folgenden Nacht die beide Biviers, und ließ ihnen meinen eigenen Bedienten, auf dessen Treue ich zählen konnte, zu ihrer Sicherheit.

Jeden Abend besuchte ich sie, und in wenigen Wochen hatte ich mich mit Julien, so hieß die junge Biviers, aufs innigste verbunden. Ich war im Begriff, meinem Vater zu schreiben, und ihn um seine Einwilligung zu bitten, als ich die traurige Nachricht von seinem plötzlichen Tode erhielt. —

Einige Wochen verweilte ich noch in Paris; ließ mich mit Julien trauen, und führte meine Gattin und Schwiegermutter nach Bretagne.

Hier lebten wir zwanzig Jahre so glücklich, als je Menschen gelebt haben. Ich hatte zween Söhne, und eine Tochter; alle drei hatten sich ganz nach unsern Wünschen gebildet; und die kleine Julie war das Bild ihrer Mutter, wie ich sie zum erstenmal in ihrer kleinen Wohnung zu St. Denis gesehen hatte. Kaum fünfzehn Jahre alt, war ihre körperliche Bildung beinahe vollendet.

Jetzt erschien ein Zeitpunkt, der mich lehren sollte, daß ununterbrochenes zwanzigjähriges Glück durch Einen fürchterlichen Augenblick völlig zertrümmert werden könne.

Es ist bekannt, welche Maßregeln der unglückliche Zustand meines Vaterlandes nothwendig machte. Nach der Berufung der Notabeln und Ausschreibung des Reichstags, welcher die Wunden der erschöpften Finanzen heilen sollte, entstanden über die Wahlen der Abgesandten an die Reichsstände in den Provinzen heftige Gährungen. Nirgends schrecklicher, als in Bretagne. Hier wurde, durch die Ausgesandten des Herzogs von Orleans, Geld unter den Pöbel vertheilt; hier wurden zugleich gegen den Adel die abscheulichsten falschen Gerüchte ausgestreut, um die Bürger gegen ihn aufzubringen; und nur zu sehr erreichten die böshaftern Aufwiegler ihren Zweck. Ein förmlicher Bürgerkrieg, in welchem das Volk gegen den Adel stritt, brach während jener Wahl aus.

Am 24. Januar 1789 war ich mit Karl, meinem Altern neunzehnjährigen Sohn in Rennes, wo ein Theil des Pöbels, von einem Livreebedienten angeführt, rechtliche Bürger mißhandelte; bald setzten sich diese zur Wehre, und es entstand eine förmliche Schlacht zwischen den Bürgern und dem Pöbel.

Die Bürger aufgebracht, fielen am andern Tage den Adel an, der aus seiner Versammlung kam; es gab ein schreckliches Blutbad; Feuer und Schwert wütheten in der Stadt. Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich, den Degen in der Hand, abzuwehren, und Ruhe wieder herzustellen bemüht war! In diesem

Augenblicke tritt ein schrecklicher Kerl mit einem ungeheuern Schwert gegen mich; mein Sohn sieht mich in Gefahr, springt auf den Wüthenden los, und sinkt, von ihm durchbohrt, zu meinen Füßen nieder.

Anstatt mich an dem Mörder zu rächen, stürze ich auf die theure Leiche; mein Bewußtseyn verläßt mich; ich finde mich erst in dem Hause eines Freundes wieder. Alles war ruhig; nur eine Stunde zu spät hatte der Commandant der Stadt mit seltner Geistesgegenwart sich zwischen die Streitenden geworfen und sie besänftiget.

Meines Sohnes Leichnam, ach! die Trümmer seines durch die Stadt geschleiften, und mit Cannibalenwuth in kleine Theile zerfleischten Leichnams, sah ich nicht wieder.

Ich eilte, Kennes zu verlassen, und meinen Schmerz in Bantbien zu verbergen. Warum mußte ich Unglücklicher eilen! wenig Stunden nachher hätte ich in dem wiedererneuerten Tumult mein unseliges Leben mit Ehre endigen können; hätte die weit schrecklichern Scenen nicht gesehen, die noch auf mich warteten!

Wer vermag den Jammer meiner Julie, und meiner beiden andern Kinder zu schildern, als ich die Schreckensnachricht brachte? Eduard wollte nach der Stadt, um seinen Bruder zu rächen; meine Gat-

tin und Tochter badeten sich in Thränen. Meine Unterthanen, die mich als Vater liebten, versammelten sich um mein Haus, und theilten meinen Kummer. — Auch zu ihnen waren schändliche Emisfarier gekommen, und hatten Hände voll Geldes gebotzen, um sie aufzuwiegeln.

Jetzt brach der fürchterliche Abend, der mich für diese Welt zernichten sollte, an. Nach sechs Uhr zogen Haufen wüthenden Übels gegen mein friedliches Dörfchen; ich sah einige Hütten lodern; hörte das bange Geschrei meiner Unterthanen. Schnell bewaffnete ich mich und meinen Sohn; meinen Bedienten empfahl ich die Sicherheit meines Hauses. In der Spitze von vierzig meiner Unterthanen zog ich den Rasenden entgegen. Die Stimme des Friedens wurde verachtet. Vergebens kämpften wir mit unglaublichem Muth; mein noch einziger Sohn stürzte von einer Pistolenkugel getroffen todt an meiner Seite nieder; einige Hiebe warfen mich zu Boden; meine Unterthanen waren getödtet, oder zerstreut; gebunden wurde ich auf mein Schloß gebracht, dessen Thüren ich aufgesprengt fand, und wo ich mehrere meiner Bedienten an der Treppe entseelt liegend antraf.

Meine theure Tochter kam mir mit gerungenen Händen entgegen. Ach, die Mutter, die Mutter! schrie sie, ohne ihr eigenes Schicksal zu erwägen. Jetzt packte sie der Bürger einer, schleppte sie in

mein Wohnzimmer, wohin auch ich gebracht wurde, und — Gott, ich lebe noch?

Meiner Tochter Schicksal, hundertfach härter als der Tod, raubte mir die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf freiem Feld, nahe an einem Wäldchen, das eine Viertelstunde von meinem Schloß abliegt. Meine Kopfwunden schmerzten mich heftig; die Kälte machte mir diese Empfindung noch unerträglicher. Ich raffte mich auf; mein Haus, das gegen mir über lag, war bis auf die Mauern niedergebrannt, und alles mit unglaublicher Wuth zu Grunde gerichtet. Flammen, die noch hier und da emporloderten, beleuchteten mir die schreckliche Scene.

Ich verband mir den Kopf, so gut ichs vermochte, und gieng auf mein Schloß zu. Im Dunkeln entdeckte ich einen Menschen, der dort umher schlich; es war mein Anton, der nemliche treue Bediente, welcher noch jetzt bei mir ist. Er hatte meine Gattin in ein Gewölbe, das unter der Erde bis ins Gartenhaus lauft, gebracht, und sich selbst durch Entschlossenheit und einen lebensgefährlichen Sprung gerettet, da schon alles verloren war. Meiner Tochter Leichnam hatten die Barbaren nach den schändlichsten Mißhandlungen in die Flamme gestürzt; ich sah die vom Feuer noch nicht völlig entstellten Reste, und dankte Gott, daß sie gewiß todt war!

Meine Gattin war nirgends zu finden. Mehrmal durchliefen wir den gewölbten Gang; suchten die ganze Nacht hindurch, und entdeckten nichts. Unter einem Haufen, im Schutt des Dörschens gefundener Leichname sah ich abgerissene Reste eines Halstuchs, das sie an diesem Tage getragen hat; ohne Zweifel hatte sie zu früh aus ihrem Sicherheitssorte sich hervorgewagt, und war ein Opfer der mehr als unmenschlichen Wuth geworden. Auf welche Art ich selbst dem Tode entgangen und wie ich auf den Platz, wo ich meine Besinnung wieder erhielt, gekommen bin, ist mir bis diesen Augenblick unbekannt.

Vermögen, Leben, Welt, hatten jetzt keinen Werth mehr für mich. Ich hatte eine Briestafche mit Wechseln auf dreißig tausend Livres, und etwa zwanzig Louisd'or baar bei mir; beides hatten die Mörder nicht gesucht. Die Hälfte both ich meinem Anton an, um sein Glück zu machen; mit der andern Hälfte wollte ich, in einem einsamen Winkel der Schweiz, die ich ehehin mit Entzücken durchreist hatte, versteckt, mein Leben vollends hinschleppen. Aber mein treuer Freund, ein geborner Deutscher aus dem schwäbischen Kreise, erklärte mir mit der - diesem biedern Volk eigenen Geradheit, daß er mich niemehr verlassen wolle, und schlug hartnäckig alles aus.

So schieden wir von unserm zerstörten Aufenthalt, der nun für mich in keiner Rücksicht einigen Werth hatte, ohne Thränen. Auf meiner Tochter Gebeine hatte Anton einige Balken und Schutt gewälzt. Laß das, sagte ich ganz kalt, sie wird früher nimmern, wenn du es nicht thust.

Ich suchte und fand diese einsame Stätte. Sie ist ganz, ganz für mich geschaffen. Die Welt ist mir hier ganz fremd, und ich ihr. Wäre ich feig genug, Hand an mich selbst zu legen: wie glücklich könnte ein einziger Augenblick mich machen!

Hier endigte eine Beschreibung, die wir abwechselnd unser häufigen Thränen und starrem Entsetzen durchlesen hatten. Ich lebe wieder auf, rief ich, indem ich vor die Hütte trat, und die Hände gegen den Himmel faltete; Gott, ich erkenne, daß ich noch unendlich glücklich bin! Ich habe meiner Kinder, ich habe meiner Gattin letzten Hauch gesammelt! Ich habe ihre Gräber mit meinen Thränen benetzt!

Das Unglück des Herrn von B a u t h i e n fettete mich mit unauflösllichen Banden an den Leidenden. Ich flehte ihn, diese Hütte zu verlassen, und seine Lage in einer freundlicheren Einsamkeit mit mir auf meinem Gütchen zu verleben. Dort, sagte ich, wollen wir ihrer Julie und ihren drei Kindern Grab-

hügel neben den Gräbern meiner Gattin und Kinder errichten, und täglich die theuern Plätze mit unsern Thränen benetzen.

Aber umsonst waren meine Bitten. Er beharrte durchaus auf seinem Entschlusse, in der fürchterlichsten Einsamkeit den kleinen Rest seiner Tage hinzuleben.

Wir trennten uns, nachdem wir uns ewige Freundschaft geschworen hatten, und ich setzte meine Reise durch die Schweiz fort, deren Merkwürdigkeiten ich ganz ungerührt, und immer mit den Begebenheiten dieses höchst unglücklichen Mannes beschäftigt, betrachtete.

Zu Ende des Julius kam ich über Schwaben zurück, und ließ mich von meinem Reisegefährten überreden, den Weg über Mannheim und Schwetzingen zu nehmen, wo beträchtliche kaiserliche Heere gelagert waren. Wir übernachteten in einem Gasthose zu Heidelberg, der nahe an dem Thore liegt, das zur Neckarbrücke führt.

An dem Gesellschaftstische ging eine Collette für verschiedene ausgewanderte Franzosen, die sich in den dürftigsten Umständen befänden, herum. Hier und da wurde etwas gegeben; dort der Bettel ganz zurückgewiesen. Warum, sagte ein sehr aufgeklärter Democrat, der oben an der Tafel hauste, und nichts gab, warum blieben diese Leute nicht in ihrem

Waterlande? Zumal Frauenzimmer, die doch gewiß nichts zu riskiren hatten? Bettelt in Frankreich!

Ich glaubte reden zu müssen, so voll war mein Herz, als der Bettel auch mir gegeben wurde. Aber schnell ereilte mich ein ganz anderer Gegenstand. Ich las auf dem Billet folgende Namen:

La Marquise de Fleucourt.

Madame de Vautbien.

Madame de Saint Foix.

de Vautbien? fragte ich den Collectanten; wo ist diese Dame?

„Für diesen Augenblick noch im Ritter dahier. Morgen früh wird sie hinaufwärts weiter gehen.“

Ich gab reichlich für die beiden andern Damen, und schickte meinen Bedienten ab, um mich bei der Frau von Vautbien zu melden. Wenn sie es wäre, rief ich meinem Freund Nothheil zu, wenn sie die Julie unserß Schweig, Einsiedlers wäre!

Der Bediente kam mir so lange nicht zurück! Ich war unfähig einen Bissen weiter zu genießen. Meine Bewegungen blieben der Tischgesellschaft nicht verborgen. „Auch ein Emigrirter! flüsterte einer dem aufgeklärten Manne zu, der am Tisch oben saß; ob er verstanden haben mag, was Sie vor einigen Minuten sagten?“

„Mag es! antwortete dieser so laut, daß ich es recht bequem hören konnte. Die Leute müssen wis-

sen, daß wir Deutsche sie verachten, und das Bestreben einer großen Nation nach Freiheit mit Ehrfurcht anstaunen. // —

Lieber Gott, dacht ich, indem ich den Democras ten gewiß mit herzlichem Mitleiden ansah; laß solcher Pflänzchen außer dem Tollhausgarten keine gedeihen, die am Ende des Julius fünf und neunzig so sprechen können!

Ich hätte vielleicht dem Patron der französischen Freiheit meine Miene übersetzt, wenn nicht mein Bedienter eingetreten wäre. Die Dame, bracht er zurück, erwarte mich, sey sehr bestürzt, habe Anfangs gleich mit ihm gehen wollen, um mich aufzusuchen.

Ich eilte zu ihr. So wie ich den Fuß in ihr Zimmer setzte, sagte mir, da ich sie mitten unter Zeugen der äußersten Dürftigkeit, in Resten ehemals anständiger Kleidung, mit blassen eingefallenen Wangen sitzen sah, sagte mir mein Herz: das ist Julie. Wie ein alter Bekannter nahte ich ihr.

Sie erhob sich mit eben so vieler Unmuth als Bescheidenheit, und redete mich in ihrer Landessprache an. // Ich begreife nicht, mein Herr, wie Sie, ein ganz Unbekannter, veranlaßt seyn können, mich in dieser ungewöhnlichen Stunde aufzusuchen. Ist es die Großmuth, welche dem Charakter des Deutschen so eigen

„Verzeihen Sie, Madame, daß ich Sie unterbreche; ich überlasse es meiner Nation, auf solche Lobeserhebungen stolz zu seyn, wenn sie sich bewußt ist, sie zu verdienen.... Ihr Name hat mich aufmerksam gemacht; halten sie es nicht für Unbescheidenheit, wenn ich, ehe ich mich über mich und meine Absicht näher erkläre, Sie bitte, mir Ihren Familien-Namen und ihren Aufenthaltort in Frankreich zu sagen.“

„Sehr gerne; vielleicht ist auch in diesem Theile von Deutschland mein schreckliches Schicksal nicht ganz unbekannt. Mein Name ist Julie von Biviers; mein Gatte war ein bretagnischer Edelmann, der nach seinem Stammgute Baultbien hieß. Er und unsere drei Kinder wurden vor sechsthalf Jahren an einem Schreckenstage vernichtet.“

„Sie sind die Dame, die ich suche. Wissen Sie zuverlässig, daß Ihr Gemahl todt ist?“ ...

„Um Gottes willen, sollte er noch leben? — Ich sah ihn wegschleppen, dann von einem Karren herabstürzen, und eine ganze bewaffnete Kotte über ihn.“ —

Fassen Sie ihre Kräfte, Madame! Ihre bisherige Dürftigkeit hört von diesem Augenblick an auf. Die Gemahlin meines Freundes hat ein Recht auf alles, was ich besitze.“

„Lebt er? Lebt mein Baultbien?“

„Er lebt. Noch vor zween Monaten sprach ich mit ihm.“

Vergebens suche ich die Ergießungen zu schildern, die eine so unerwartete Nachricht bei der Frau von Bautbien hervorbrachte. Als ich ihr versichert hatte, daß Morgen mein Bedienter in die Schweiz eilen, und ihren Gatten aufsuchen würde, wollte sie durchaus seine Begleiterin seyn, und nur mit vieler Mühe konnte ich sie von diesem Entschluß abbringen. Endlich begnügte sie sich, einige Zeilen zu schreiben, die ganz ihre schöne zärtliche Seele darstellten, und welche mein Bedienter, nach der Uebergabung meines Schreibens, als Bestätigung von ihrer Seite ihrem Gatten einhändigen sollte.

Am andern Morgen besuchte ich meine Neugefundene wieder, und suchte vorerst die lästigen Merkmale der Dürftigkeit, in welcher sie schmachtete, zu entfernen.

Sie kleidete sich so gut, als es die Eile leiden wollte, und genoß, mit unendlich mehr erheiteter Miene, als sie mich gestern empfangen hatte, in drey Jahren, wie sie mir sagte, zum erstenmal wieder ein Frühstück.

Dann erschien mein Bedienter reisefertig, dem ich folgendes Schreiben an Herrn von Bautbien mitgab.

// Verlassen Sie, theuerster Freund, ihre furchtbare
 // Einsiedelen, um mir Trost zu geben. Ich bin nun
 // wieder weit unglücklicher, als Sie sind. Meine
 // Gattin und Kinder schlummern unwiederrusslich
 // den ewigen Schlaf; aber Ihre Gattin lebt. Die
 // Borsehung machte mich so glücklich, sie aufzufin-
 // den. Mein Bedienter wird Sie auf mein Gütt-
 // chen bringen. Eilen Sie, Ihre würdige Julie
 // bald wieder zu sehen, und den Rest Ihres Lebens
 // in stillem Frieden und in einem Lande hinzuleben,
 // das ihnen einen Theil des Glends zu vergüten
 // suchen wird, das Sie in ihrem Vaterland be-
 // troffen hat. Vergessen Sie es nicht, Ihren
 // treuen Anton mitzubringen. //

Kaum war mein Bedienter abgereist, als ich Post-
 pferde bestellen ließ, um mit Julien so bald mög-
 lich nach Freisach zu eilen. Ich hatte nun sogar
 nichts mehr in der herrlichen Rheingegend, nichts
 mehr in den kaiserlichen Lagern zu sehen. Selbst
 hören wollte ich von meiner neuen Freundin nichts,
 bis wir in unserm Wagen nur uns angehören wür-
 den.

Wir hatten, noch ehe es Mittag war, Lebens-
 mittel eingepackt, und rollten durch die Thore von
 Heidelberg. Jetzt erst machte ich Julien eine ge-
 naue Erzählung von meinen Schicksalen, und auf
 welche Art ich ihren Mann angetroffen habe. Unsere

sich in einer Rücksicht ähnliche Begebenheiten rissen die verharschten Wunden ihres Herzens wieder auf. Sie weinte bald über ihr, bald über mein Schicksal, voll herzlicher Theilnahme. Endlich bat ich sie, mir aufzuklären, auf welche Art sie sich gerettet habe.

Sie wissen, sagte sie, daß unser treuer Bedienter mich aus den Händen des wüthenden Hausens gerissen, und in ein Gewölbe, das zu einem bis unter das Gartenhaus fortlaufenden bedeckten Gange führte, gebracht hatte. Ganz außer mir lief ich, bis ich am Ende des Ganges war. Ich stieg einige Treppen hinauf, und kam in das unterste Stockwerk des Gartenhauses. Aber von hieraus entdeckte ich ein unbeschreibliches Gewirre der Parteen, die untereinander im Streite waren. Inzwischen loderte von mehreren Orten her die Flamme empor; ein Haufen besessener Menschen stürmte mit Feuerbränden auf das Gartenhaus, und zündete es an.

Schrecken und Mangel an Besinnung trieb mich auf das Freie; in dem nemlichen Augenblick sah ich einen Haufen, der meinen Bemahl auf einem Karren wegführte. Nahe an dem Wald ward er heruntergestürzt, und ich glaubte zu bemerken, daß die ganze Wuth des bewaffneten Pöbels sich gegen ihn lehre.

In dem Augenblicke, da ich ihn sah, stürzte ich aus dem Gebüsch nahe an unserm Gartenhause, das mich bisher versteckt hatte, hervor, um meinen Gat-

ten zu retten. Ich war außer Stande, irgend eine Möglichkeit oder Unmöglichkeit zu prüfen. Das Schicksal meiner Kinder schien mir nun völlig entschieden, das meines Gatten seiner Entscheidung ganz nahe. Warum sollte das meinige entfernter seyn?

Ich stürzte hervor; aber sogleich faßte mich unser Wächter, ein Mann, der mit unerschütterlicher Treue an uns hing. Zwen schändliche Buben kamen feld einwärts; der eine riß mir mein Halstuch ab; der andere faßte mich um den Leib; aber Franz, der Wächter, schlug mit Einem Streiche den letztern zu Boden, der erstere entfloh.

Nun wurde ich, meiner beinahe unbewußt, so weit gebracht, als meine Kräfte erlaubten. Mein treuer Franz mietete, als diese mich verließen, ein Fuhrwerk, das mich bis an die Grenzen von Bretagne brachte. Hier traf ich die Markisin von Fleucourt, die aus ähnlichen Gründen, wie ich, nur mit mehr Glück und Bequemlichkeit, sich geflüchtet hatte. In ihrer Gesellschaft erreichte ich die Grenzen von Frankreich. Ein Gemälde meines Gatten, mit Brillanten besetzt, würde mich auf meine Lebenszeit außer Gefahr zu hungern, gesetzt haben, wenn nicht Dankbarkeit mich aufgefordert hätte, alles, was ich besaß, meiner Reisegefährtin aufzuopfern; vielleicht machte sie zu rasch Gebrauch davon. Kurz, seit drey Monaten lebten wir in der Gegend von Heidelberg,

und bettelten, im eigentlichsten Verstande unser Brot. So trafen Sie mich an. —

Am Abend des andern Tages kamen wir in Freisach an. Ehe wir das Haus betraten, gingen wir zu den Ruhestätten der vier Theuren, die ich hier begraben hatte. Unsere Thränen vermischten sich. Aber meine Zähren floßen mit dem beruhigenden Gefühl, daß kein Unglück, das den Menschen trift, über seine Kräfte steige, wenn er fest entschlossen ist, ihm mit Muth und Anstrengung entgegen zu treten. Mein Ketter, Doctor Rothheil, besuchte mich am ersten Tage. Er erstaunte, mich so gefaßt, ich darf sagen, so freudig wieder zu sehen. Es bedurfte nur einiger Stunden, und er war auch Freund und Gefährte Juliens. Ueberhaupt konnte diese vortrefliche Frau, die in jeder Stunde neue Vollkommenheiten des Geistes und Herzens entwickelte, sich nicht genug über die Innigkeit wundern, mit der, bloß auf die Bekanntschaft mit ihren Unfällen, alles sich beeiferte, zu ihrer Beruhigung beizutragen.

Am neun und zwanzigsten Tage nach unsrer Ankunft, da wir eben in meinem reizenden Garten ein kleines Mittagsmahl einnahmen, hielt vor dem Hause ein Wagen. Bautbien und sein Anton stiegen aus. Julie flog ihm entgegen; aus ihren Armen

riß er sich los, um in die meinigen zu eilen. Alle Beschreibung läßt hier das Herz leer!

Wir leben einsam, und höchst glücklich. Die Freundschaft der edelsten Menschen entschädigt mich zum Theil für den Kummer, mit dem ich die Grabhügel Carolinens und meiner Kinder vor mir sehe.

W ü n s c h e , n a c h H o r a z .

*

Weimar — dieser Winkel der Erde lacht vor
Allen andern mir, dem ermüdeten Pilger,
Wo der Winter blühet von edeln Geistern
Freundlich umfränzet.

Weimar, meiner Herder und Göthe Wohnsitz,
Seh der heißen Wandrungen Ruhestätte;
Labung sey's auf Plagen des Weltgeschwirres
Und der Politik.

Dort soll bald mein Genius aufwärts streben,
Und in neue Sonnen des Wissens blicken;
Dort soll — spät — mein brennender Staub die trauten
Aschen umarmen.

Die Grazien.

Mein Genius führte mich neulich in eine fremde annuthige Gegend. Ueber eine blumigte Wiese schlängelte sich ein Fußpfad nach einem Hügel, der mahlerisch mit Bäumen und wohlriechenden Stauden bewachsen war. Indem ich den Pfad hineinging, sah ich drey freundliche Mädchen, die unter einem Akazienbaum saßen und Kränze flochten. Die Natur schien ihren ganzen Reichthum an ihnen verschwendet zu haben. Aber weniger zogen sie an durch ihre Schönheit, als durch den Liebreiz, der über ihr ganzes Wesen verbreitet war, und jede ihrer Bewegungen belebte. Ein leichtes Gewand umschloß sie — Arme, Schultern und Brust waren unbedeckt, und doch schien, da ich mich ihnen näherte, jede unheilige Begierde aus meinem Busen zu entfliehen.

Ich stand lange, in ihr Anschauen verloren, als einige hübsche, modisch gekleidete Frauenszimmer daher kamen.

Ach, die schönen Kinder! rief eine, und schlug mit dem Fächer in die Hand.

Diese Kränze sind gewiß für eure Liebhaber? fiel die andere ein.

Sie sind für uns, erwiderte eine von den drey Mädchen mit einem schalkhaften Lächeln.

Allerliebste! flüsterte eine Dame den andern zu. Wenn die Mädchen ein wenig mehr Education hätten, sie würden alles in unsern Zirkeln verdunkeln.

Man sieht ihnen freylich das Land an, versetzte die zwente.

Wolltet ihr nicht bey uns Dienste nehmen? redete die dritte die holden Schwestern an. Die Stadt würde euer Glück machen.

Unser Glück machen wir uns selbst, antworteten jene. Auch dürfen wir uns nicht von hier entfernen.

Eine Dame. Und was ist eure Beschäftigung?

Eines der Mädchen. Das heilige Feuer in jenem Tempel zu unterhalten.

Eine Dame. Und welcher Gottheit ist dieser Tempel geweiht?

Eines der Mädchen. Dem Wohlwollen, der Unschuld und dem Frohsinne.

Eine Dame. Wie heißt ihr?

Eines der Mädchen. Ich heiße Thalia.

Das zweyte. Und ich Euphrosyne.

Das dritte. Und ich Aglaja.

Die Damen. Wie? Ihr seyd doch nicht etwa die Grazien?

Eines der Mädchen. Dieß ist unser gemeinschaftlicher Name.

Die Damen. Vortreflich!

Eine Dame. Ihr seyd es eben, die wir suchen. Lehrt uns doch die Kunst, zu gefallen.

Thalia. Wir verstehen uns nicht auf Künste.

Eine Dame. Aber ihr besitzt doch ein Arkanaum, welches, wie man sagt, in einem magischen Gürtel bestehen soll?

Thalia. Unschuld, Wohlwollen und Frohsinn — das ist der magische Gürtel, den wir tragen.

Eine Dame. Das wäre schlimm, wenn man ohne diese Dinge keine Eroberungen machen könnte! (zu den übrigen:) Ich zweifle fast, ob dieß die wahren Grazien sind. Ihre Sentiments haben einen ziemlich altväterischen Anstrich.

Eine andere. Gibt es vielleicht noch andere Grazien auffer euch?

Aglaja. Wir haben noch drey Stiefschwestern. Sie wohnen nicht weit von hier.

Thalia. Die verstehen sich auf Kunststückchen. Bey uns findet ihr nichts als die einfache Natur.

Das werden die ächten seyn, sagten die Damen unter sich, und beschloffen einhällig, bey jenen einzusprechen. Neugierde ist dem Frauenzimmer und dem Dichter eigen; ich konnte mirs nicht versagen, ihnen dahin zu folgen.

Drey Mädchen, jugendlich schön, modern, aber einfach und geschmackvoll gekleidet, saßen vor einem artigen Pavillon. Eine spielte die Laute, die andern sangen dazu. Sie standen auf, als die Damen sich ihnen näherten, und empfingen sie äußerst freundlich. In ihren Manieren war Leichtigkeit und Anmuth, aber die Kunst schimmerte durch. Bey jenen stand die heilige Scham als Wächterin, bey diesen — der Wohlstand. Die Damen brachten ihr Gesuch vor — sie wurden in einen großen, dem Puzze gewidmeten Tempel geführt, wo das Altarblatt — ein ungeheurer Spiegel war. An den Wänden umher hingen Gemähde, welche diesen modernen Grazien als Beyspiele bey ihrem Unterrichte dienten. So sah man da personifizierte Vorstellungen der Kunst mit Anstand zu gähnen, mit Anstand einen Kuß oder einen Korb zu geben, mit Anstand zerstreut zu scheinen, und mit Grazie — nichts zu denken, u. s. w.

Die Damen waren entzückt über alles, was sie umgab. Dacht ichs doch gleich, rief eine, daß jene

Landnymphen den Namen der Charitinnen nur usurpiren!

Sie reden von unsern Stieffschwestern, nahm eine von den modernen Grazien das Wort. Die guten Mädchen sind in ihrer Einsamkeit etwas verwildert. Sie sehen niemanden, als hier und da einen Dichter, und diese Menschen verstehen sich nicht auf den guten Ton. Das Zeitalter des Idyllenlebens ist unter den Sterblichen vorbei, und die Natur hat doch wahrlich durch den Schleier der Kunst nichts verloren. Amor ist freylich nur unser Stiefbruder, aber wir sind auch sicher vor der Schärfe seiner Pfeile — sie pressen an unsern Sächern ab, und wenn er ernsthaft seyn will, so lachen wir des kleinen Nichts. So pflücken wir die Rosen der Liebe, und wissen nichts von ihren Dornen.

Ein allgemeines Händeklatschen der Damen weckte mich aus meiner Verzückung. Ich that aber doch bey mir das Gelübde, wenn mir der Himmel eine Gattin und einst Töchter geben sollte, sie lieber den alten als den modernen Grazien zu weihen.

W i e g e n - A n g e b i n d e .

Wachse, Knabe, schön und blühend auf!
 Fröhlich sey dein Blick am jungen Morgen,
 Und der Abend kenne keine Sorgen
 Knabe, wachse schön und blühend auf!

Fromm und gut, wie fromme Kinder sind,
 Störe nie der Mutter süße Träume! —
 Oft sind's deiner zarten Jugend Reime,
 Die umwehn sie gleich dem Abendwind.

Drum du kleiner Knabe weine nie!
 Wisse, daß noch lang in diesem Leben
 Manche Stunden Stoff für Thränen geben...
 Höre, lieber Knabe, weine nie!

Davon ahnt noch nichts dein kleines Herz!
 Sorglos lächelst du im engen Raume,
 Unschuld schwebt um dich im Rosensaume,
 Freude küßt dich, ferne weist der Schmerz.

Schön und hell, wie junges Morgenroth
 Liegst du wohlbehaglich in der Wiege;
 Leicht entfaltest du der Eltern Züge,
 Und ihr Dank heißt: Ueber uns ist Gott!

Flüsternd, wie in Maien-Abendluft,
Müssen immer, schön wie Blumen leben,
Holde Bilder um dein Bettchen schweben,
Bis die Zeit zu ernstern Dingen ruft.

Knabe, koste deiner Jugend Glück!
Nimmer, sind sie dir hinabgeschwunden,
Kehren diese goldgelockten Stunden,
Knabe, nimmer kehren sie zurück!

Wende deiner künftigen Tage Glück!
Nimm oft Theil an guter Menschen Leiden,
Mildere im Vollgenuß von Freuden,
Denke, so nur reift des Lebens Glück!

Wachse rosigt auf zum schönen Baum!
Unter tausend süßen Harmonieen,
Wenn um dich des Lebens Fluren blühen,
Knabe, träume deines Lebens Traum!

D.

Der Blinde und seine Tochter.

Was fehlt euch, guter Mann? ... „Ach Herr, habt ihr meine Tochter nicht gesehen?“ Es war ein armer blinder Greis, der mir diese Antwort gab; er saß auf dem Stamm eines Baumes bey einem Brunnen. Seine schlechte Kleidung, sein kahler Scheitel, der Stock auf den er seine schwachen Arme und seinen durch Jahre gebeugten Körper stützte, seine geschlossenen Augen, seine klagende Stimme — alles machte mich glauben, daß hier die Vorsehung eines ihrer Kinder vergessen habe. Der Brunnen allein, der sich neben ihm mit einem sanften Gemurmel ergoß, schien Theil zu nehmen an seinem Kummer.

Ich stieg vom Pferde — Guter Alter, habt ihr niemanden, der euch führe? — Niemanden, antwortete er, indem er sein Haupt langsam erhob, mit einem Tone, der mir die ganze Natur als eine Einöde zeigte. — Wie, Niemanden? — „Ach Herr! eine Frau und acht Kinder haben mich verlassen. Ich bin blind. . . Ich bin arm und alt . . . Ich verzeihe ihnen!“ . . . Er verzieh ihnen! . . . „Aber meine Tochter, meine Tochter!“ setzte er mit einem

tiefen Seufzer hinzu — Ist es nicht eines von euren Kindern, von dem ihr redet? — „Ach, es ist mehr als ein Kind! Es ist das einzige, welches ich hintansetzte, so lang ich zu leben hatte, und das einzige, das mich unterstützte in meinem Elend.“ — Seit wann hat sie euch verlassen? — „Seit gestern . . . Aber es ist das erste mal!“ — Ihr mögt wohl nicht von eurer Jugend an unglücklich gewesen seyn, da ihr ein so hohes Alter erreicht habt?

Der arme Mann seufzte und erzählte mir in wenig Worten seine Geschichte. Er hatte vierzig Jahre lang im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, und sich einige hundert Thaler erspart, um welche er von einem Nichtswürdigen betrogen wurde. Seitdem konnte er sich nicht wieder erholen.

„Es sind zehn Jahre, seit ich nicht mehr lebe,“ fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf die Stelle seiner Augen zeigte. Es sind zehn Jahre, seit ich von der Erde mein zwentes Grab fordre, und den Rest des Lebens von mir zu werfen wünsche. . . . So vielen Unglücklichen in der Welt blieb wenigstens die Hoffnung, aber auch diese hat mich verlassen.“ —

Guter Alter, verliert nicht allen Muth, man wird euch unterstützen, ihr werdet noch glücklich seyn können. — „Noch glücklich? wer wird mich unterstützen? Ach Herr! kann alle Macht der Kö-

nige mir einen einzigen Strahl des Lichts zurück geben? "

Diese Antwort erschütterte mich. Ich wendete mich gegen die Sonne, um mich zu versichern, daß mir ihr Anblick noch gewährt sey. Er beobachtete ein augenblickliches Stillschweigen, legte seine Hände über seinen Stock, und neigte sein Haupt gegen die Erde, die ihn in ihren Schoos zu rufen schien. Hierauf rief er mit einem tiefen Seufzer: „Ohne meine Tochter, ach! ohne sie würde ich schon lange nicht mehr klagen: aber wenn ich mein elendes Leben endigen, und mich todt hungern will, weint das arme Kind, nennt mich seinen Vater, seinen guten Vater, und dies so oft, mit so zärtlichen Tönen! . . . Und doch kommt sie nicht wieder! meine Tochter, meine theure Tochter, wirst du mich hier sterben lassen, ohne daß ich dich noch einmal umarmt, noch einmal gesegnet hätte? " — Meine Augen späheten lange überall herum, bis ich endlich in der Ferne ein Mädchen erblickte. Es war seine Tochter; sie kam athemlos daher; sie war weit gegangen um Athmosen für ihren Vater zu erstehen: ihr Anblick erweckte in mir Mitleid, Bewunderung, Ehrfurcht. Wenn mir das Schicksal eine solche Verwandte irgendwo in Lumpen zuführte, ich würde nicht darüber erröthen, selbst öffentlich nicht!

Mit welcher Empfindung dieser gute Vater, diese gute Tochter sich umarmten! O Rousseau! O Richardson! wäre eine solche Scene bey euren Gräbern vorgefallen, eure Asche würde sich belebt haben!

„Bist du's, mein liebes Kind, sagte der Greis, indem er seine zitternden Arme ausstreckte, womit er seine Tochter statt der Augen suchte . . . wo bist du? wo bist du, daß ich dich an mein Herz drücke? Liebes Kind, du bleibst lange weg! Einen Augenblick fürchtete ich, allein bleiben zu müssen.“ Das Mädchen fühlte den ungerechten Vorwurf, es küßte die Stirne seines ehrwürdigen Vaters, und benetzte mit einer Thräne seine weissen Haare.

„Ich wußte es wohl, liebes Kind, ich wußte es wohl, daß du wieder kommen würdest. Komm, daß ich dich noch einmal umarme!“

Ohne Zweifel, sagte ich zu dem Mädchen, wirst du diesen guten Greis nie verlassen; er wird dir nur theurer seyn durch sein Unglück? . . .

„Wie? erwiderte sie, wissen Sie denn nicht, daß es mein Vater ist?“

Welches Wort! Wie tief fühlt' ich mich unter dieser Tochter! — Ich bestieg mein Pferd wieder, und entfernte mich von diesen guten Menschen, aber ihr Bild schwebte mir immer vor. „Kann alle Macht der Könige mir einen einzigen Strahl des Lichts zurück geben?“ Wie klein macht die

fer Gedanke den Menschen! wie groß den Schöpfer!

Indem ich über das Schicksal dieses Blinden nachdachte, erhob sich mein Auge zur Sonne, und ich rief ihr zu: Wohlthätiges Licht! wenn ich einst an der Schwelle meines Grabes stehe, so sende noch einen erquickenden Strahl zu mir herab, und ich müsse deinen Anblick nur mit dem letzten Hauche verlieren!

E r o f t.

Lasse den lästernden Neid, er spricht sich strafende Wahrheit:

Ladel des Bösen ist Lob, welches dem Guten ertönt.

Der
Schmetterling und die Rose.

An Mademoiselle * * *

Ermüdet, über Berg und Thal
 Von Blum' auf Blum' umherzuschweben,
 Sich jeglicher zu weihn und keiner zu ergeben,
 Blich endlich mit entschiedner Wahl
 Ein Schmetterling am Reiz der Rose kleben.
 Wer bürgt mir . . . sprach mit zärtlich bangem Sinn,
 Der Blumen holde Königin . . .
 Wer bürgt mir, Flattergeist, daß deiner Schwüre Treue
 Nicht, eh der Abend graut, schon Wanckelmuth entweiche?
 Liebkostest du nicht jedem Kind der Au?
 Der frommen Violette zartes Blau . . .
 Der stolzen Tulpe königlicher Bau . . .
 Der Balsamduft der bunten Nelke zogen
 Dich jedes nach der Reihe an:
 Und alle sahn
 Sich jedes nach der Reih' betrogen! —
 Bescheiden, stolz hob jetzt gefühlvoll der Beklagte an:
 O rechne Mißgeschick mir nicht als Grund zum
 Mißtraun an;
 An dir nur hängt mein Herz mit treuer Liebe,
 Es schlägt für dich mit ungetheiltem Triebe . . .

Dir huldigt' ich, als ich (mit Müß) dich endlich
fand,

Sogar durch meinen Unbestand.

Mit deines Reizes einzeln Zügen

Da konnten, eh ich dich erblickt,

Wohl andre Blumen mich auf kurze Zeit besiegen...

Sie faßten nicht den Werth, der zarte Herzen
schmückt; —

Ich schien, betrogen überall, doch alle zu
betrügen; . . .

Denn, ach! sie glänzten meistens nur Minutenlänge,
Und drum verließ ich sie im täuschenden Gedränge. " . . .

Mein irrend Flattern höret auf bey dir,

Bey dir, die mich mit Tugenden, wie ich sie suchte,
kannte;

O! glaub es redlich mir:

Gerade, daß ich Andre kannte,

Knüpft fester mich an dich, erhält mich ewig dir. —

Die Rose, tief gerührt, reicht sie ihm jetzt die
Wangen?

Schließt sie den Flüchtling an ihr liebend Herz?

Hebt Sehnsucht ihr die Brust süß abtundend him-
melwärts?

Was gibt zum Lohne sie dem redlichsten Verlangen?

D.

Der Baum und der Thau.

Ein Pappelbaum stand schön belaubt auf einem wasserreichen Boden, und hatte Nahrung im Ueberfluß. Der Thau fiel noch Morgens und Abends wohlthätig auf seine Blätter, um sein grünes Haupt zu tränken und zu stärken: aber der undankbare Baum schüttelte die Wohlthat immer wieder ab. Bist du stolz, sagte endlich der Thau, die Wohlthaten von mir anzunehmen, welche ich dir vom Himmel bringe? Ich habe, erwiederte der Pappelbaum spöttisch, deinen gerühmten Segen nicht nöthig; der Boden, wo ich meine Wurzeln ausgebreitet habe, nährt mich reichlich, und was gibt dein Träufeln auch für Nahrung und Kraft? Nun so verlasse dich auf deinen Ueberfluß, antwortete der Thau, ich will deinen armen Nachbar dort auf der Höhe tränken und ihm wohlthun; der wird das Geschenk des Himmels dankbarer schätzen. Der Stolz wird dir wohl vergehen, wenn dir der Mensch deinen Reichthum ableitet auf seine Wiesenflur, und dein schönes Haupt die Trauer anlegt.

*

„Segnende Hand von oben, wo dein milder Einfluß nicht regiert, ist alles fruchtbare Gedeihen hier, nieder nur von kurzer Dauer!“

Die Cifade in der Falle.

(aus der griechischen Anthologie)

Was? mich arme Cifade, mich Einsame, die nur
den Thau liebt,
zieht mit der Fall' ihr herab, Schäfer, vom
laubigen Zweig?
Mich, der Nymphen Gespielin, die Sängerin, die
an dem Mittag
laut im Gebirgthal schwirrt, laut in dem
schattigten Hain?
Gibt es ja doch der Ameisen so viel' und der Tros-
seln, es gibt ja
Staare genug, die so sehr schaden der fruchtba-
ren Flur.
Solche, die Früchte bestehlen, die fahet, die tödtet,
ihr Schäfer!
Was mißgönnet ihr mir Blätter und duftigen
Thau?

Das Blümchen der Haide,

(eine wahre Geschichte)

Ein Wanderer zog dahin und daher
Und schaute der Städte gar viele.

Wohl kam er zum lieblichen Ufer des Main,
Wohl sah er auch frömen den herrlichen Rhein,
Doch fand er sich nirgends am Ziele.

„Was ist doch aller Welt Herrlichkeit,
Sollst du sie alleine beschauen?

Es gibt doch was bessers, als Berg und als Thal!
Gern mißest du alles, kannst du dir einmal
Ein eigenes Hüttchen erbauen.“

„Ein Hüttchen der Liebe, wohl eng und klein,
Nur zärtliche Seelen darinnen!

Was brauchet auch Lieb' ein prächtiges Haus?
Sie schlägt der Welt Reichthum und Ehren all
aus,
Kann sie nur ein Herz sich gewinnen.“

So dacht' er und fehrte drob sinnend zurück,
 Sein heimisches Kränzlein zu winden.
 Stets hatt' er das Blümchen der Haide geliebt,
 Wie Freud es dem einsamen Wanderer giebt;
 Wohl sollt' er ein schönes sich finden!

Er wird von freundlicher Stimme gelockt
 Zum traulichen Städtchen der Haiden.
 Dort sieht er ein Mägdlein, so still und fein
 Und lieblich bescheiden, wie's Blümlein,
 Gleich mocht' er von Herzen es leiden.

Und freudigen Ahnens schon schmücker' er die Brust
 Mit Blümleins fröhlichem Zeichen:
 „Wie freundlich du glänzeest im röthlichen Schein,
 So blüh' mir hier lieblich das Mägdlein!
 Mir wirds aus dem Herzen nie weichen.“

Wohl kennt sich die Lieb' und die himmlische Treu
 In Aug' und Gebehrd' und in Rede.
 Wohl sandte die Seinen, mit sicherem Sinn,
 Sich drunten zu finden, der Vater hiehin;
 Sonst gingen wir irr in der Dede.

Nicht zaudernd reicht er die treue Hand:
 „Willst, Gute, du werden die Meine?“
 Drob schaut' ihn in Thränen das Mägdlein an;
 „Gern bin ich, du lieber fremder Mann,
 Im Leben und Tod die Deine.“

Sie woll'n nun in Treue von heute fortan
 An Hand und an Herzen sich halten,
 Daß jedes am Auge des anderen hängt,
 Nur Eines für's Andre noch lebet und denkt:
 Gott möge ob ihnen dann walten!

A n L y d a.

Wenn dich Bilder der Phantasie ungaukeln,
 Daß sie gaukeln, und freu dich ihres Schimmers;
 Aber strecke die Hand nicht aus, o Lyda, sie zu be-
 tasten!

*

Einen Schmetterling fand ich unter Blumen,
 Gold mit Purpur besäimt war sein Gefieder,
 Hastig faßt' ich ihn, aber ach! verwischt war Purpur
 und Gold nun!

Die Tauben und der Geyer.

Eine Schaar Tauben saß auf einem abgeernteten Fruchtfelde im fröhlichen Kreise. Einige lasen die ausgefallenen Körner auf; einige breiteten die Flügel auf dem Boden aus, und sonneten sich; andere schnäbelten und zupften an den Federn der Gatten. Ein Geyer kreifte über der spielenden Schaar in hoher Luft, und blickte scheel herunter auf die unschuldige Freude des Völkchens. Die Lerche wirbelte mit Gesang in die Höhe, bemerkte die Raubbegierde des Mächtigen, und sagte: Störe die Freude der ruhigen Schaar da unter uns nicht; vergif deine Scheelsucht, und steige mit mir zur Sonne auf. //Ha, Schreierin! sprach der Räuber; eile mit deiner weichherzigen Fürbitte! — was sitzt das müßige Volk da unten, und scherzt? sie gehören ins Taubenhaus.// — Er schoß wie der Blitz herab aus der Höhe, zerstreute die fröhliche Schaar und trug eine Unschuldige im Raub fort.

*

Theophron, fragst du nach der Anwendung?

Menaalkas und Dafne.

Eine Idylle.

Schon drängten sich einige Strahlen des Mondes durch die Zweige der Apfelbäume, das Geißblatt an Dafnens kunstloser Laube duftete lieblicher und die milchweiße Lilie hauchte ihre süßen Wohlgerüche aus. Hier und da zitterten Funken des Mondes auf dem stilleren Spiegel des murmelnden Baches, und im nahen Gebüsch sang die Nachtigall ihre Lieder in zärtlichen Melodien; als Menaalkas, der Schmuck der Hirten, und Dafne, der Schäferinnen schönere Zierde, in wehmüthigen Gesängen ihren nahen Abschied beklagten.

Dafne erhob ihre silberne Stimme, und sang: So soll denn von morgen an, ein finsternes Schicksal uns trennen? Dafne soll einsam auf diesen Gefilden verweilen, und in sieben endlosen Monden nimmer ihren Schäfer erblicken?

Leider! du Schmuck dieser Fluren! stimmte keufzend Menaalkas ein — leider! scheiden wir in der holden Kühle des schönsten Sommerabends, und ich küsse im einsamen Winter erst den keuschen Kuß der Treue dir wieder! — Doch, des guten Vaters

Wille ist dem braven Sohne Geseß! — Lieblich, ach! schwanden die Stunden uns hin, wenn dein rosigter Mund um meine Lippen scherzte, und mein glücklicher Arm deinen weissen Nacken umschlang. O! waltte nach sieben Monden dein keuscher Busen wieder dem traurigen Menalkas entgegen!

Dafne. Wie lange soll ich einsam auf öden Tristen meine weissen Schäfchen weiden? wie lange verstohlene Thränen von meinen bleichen Wangen wischen, wenn ich am Abend meine Heerde zurück nach ihrem Obdach führe? Wie lange sehnt sich vergebens mein Ohr nach dem süßen Ton deiner Flöte, Menalkas?

Menalkas. Und wie lange entbehrt mein schmachtendes Auge deinen holdseligen Blick? wie lange darf mein Ohr sich nicht laben am lieblichen Gesang deiner Zauberstimme?

Dafne. Sieben trübe Monden führ' ich einsam meine Heerde durch Fluren, die mit mir trauern, klage Waldbewohnern meinen Schmerz, bis die schwächere Herbstsonne durch das grün- und gelb- gemischte, purpurgestreifte Laub ihre Strahlen wirft, und diese schönen Hügel aus dem düstern Nebel des Thales wie Inseln emporsteigen; bis zu der Zeit....

Menalkas. Ja, leider, bis zu der Zeit, wo dichtes Schneegestöber meinen Blicken die Sonne

birgt, und mit meinen Klagen im fernen Lande sich heulende Winde mischen, wo die schwarzen Stämme der Bäume ihre Nester melancholisch emporstrecken, wenn längst die Vögel das Gebüsch verlassen haben, und nur die einsame Naise ihre Lieder noch singt!

Dafne. O wäre doch schon erfüllt mein Traumgesichte, womit die guten Götter mich in voriger Nacht auf meinem Lager erquickten! Ich schlummerte, und sieh! da kam mir's vor, als führt' ich einsam am Abend meine Heerde nach Hause. Schon hatte die Nacht das Grün und die jungen Blumen der Flur mit ihrem Thau besprengt; und mir dünkte, es habe mich schon lange Menalkas verlassen, als plötzlich die Gegend sich erhellte, und mein Auge Blumenfelder und Wiesen, wie sie die Natur im holdesten May nur mahlet, staunend erblickte. Aber welcher Zauber erhob erst die Gegend, als von ferne mein Schäfer Menalkas sich nahte! Sein Haupt war mit grünen Zweigen geschmückt, und heitere Freude war über seine Wangen gegossen. Freudig eilte der Holde auf mich zu, mich zu umarmen; doch da erwacht' ich aus dem schönsten der Träume! — —

So sprach Dafne, und eine glänzende Röhre entrann ihren purpurnen Wangen, ähnlich der bescheidenen Rose, voll perlenähnlicher Thautropfen,

die am Morgen die Blumen der Fluren tränken. Diese Thauc sog gierig Menalkas ein, und seine zärtlich, keuschen Schwüre vernahm die strahlende Luna. —

Da reichte die holde Schäferin ihrem Geliebten ein Blümchen, das erst seit einer Stunde vor ihrem Busen geblüht hatte; goldgelb war sein Kelch, und blau, wie das Azur des heitern Frühlingshimmels, seine Blättchen. Zärtlich sprach dabei ihr rosiger Mund: da, Lieber, nimm hin, und vergiß mein nicht!... Danken wollte Menalkas; doch es stockte seine Sprache: er küßte den Purpurmund seiner Schäferin, und nun schieden, unter häufigen Thränen, die zärtlich Liebenden von einander. . . .

Menalkas nahm den einsamen Weg nach seiner väterlichen Hütte durch ein liebliches Eichenwäldchen, dessen Dämmerungen der Mond mit dem Licht der Liebe erfüllte, und wo Filomele ihr zärtliches Schlummerlied sang. Es war seiner Seele so bang und so wohl! Noch hatt' er ein Viertelstündchen zu gehen, bis er an die Thüre seiner Hütte gelangte. Oft blickt' er auf das Blümchen vor seiner Brust, und freute sich des vergänglichlichen und doch unsterblichen Geschenkes. Jetzt war er vor der niedrigen Thüre seiner Hütte. Hier brannte noch das düstere Lämpchen seiner jüngern Schwester; sein alter Va-

ter aber mit dem silbernen Haupthaar genosß schon — sanft auf sein Lager hingestreckt — des erquickenden Schlafes. Nochmals wollt' jetzt Menalkas sich laben an der holden Gestalt seines Blümchens. Doch! was erblickten seine Augen? — — wehmüthig sah' er, daß das schönste Blümchen schon welkte.

Ach! seufzt' er, wie schön und lieblich warst du, o Blümchen! mich entzückte deine holde Gestalt. So schön, und schöner noch, als du warest, ist meine Dafne: in Wonne zerfließt mein Herz, wenn mein Auge sie erblickt. Deine Schönheit, o Blümchen, die mich entzückte, schwand hin in wenig Minuten, und mir raubt ein hartes Schicksal die himmlischen Blicke meiner Schäferin, woran mein Auge in sieben Monden sich nicht labt. Dafne sprach holdselig zu mir: Vergiß mein nicht! und deine einfachprächtige Schönheit, o Blümchen, rief tief in mein Herz: Vergiß mein nicht, wenn ich bald welke! Ewig sey darum dein Name: Vergiß mein nicht! —

A u f S o p h i e n s G r a b.

Wär es Unsterblichen erlaubt,
Für Menschen Thränen zu vergießen,
So würd' um sie, die uns der Tod geraubt,
Der Musen Götterzähre fließen! —

Szenen aus Amors Leben.

Zur Erklärung der Monatskupfer.

Die Indier nennen den Amor ein Kind des Himmels und der Täuschung. Täuschungen sind freilich die Gestalten, womit er uns umgaukelt, und wer sich ihm nähert, dem wirft er die Binde um die Augen — aber selbst in dieser Täuschung ist etwas dem Himmel verwandtes.

Fragt die, welche glücklich lieben! Sie werden euch ihre Träume nicht um eine Welt hingeben. Fragt die, welche unglücklich lieben! Sie werden euch nicht einmal ihren Kummer abtreten.

Amor ist ein Kind — in diesem Alter paaren sich Unschuld und Muthwille, Naivetät und Schalkhaftigkeit. Seine Flügel sind das Zeichen seiner Allgegenwart, seine Waffen das Zeichen seiner Stärke. Die Alten lassen ihn auf Löwen reiten und sie an der Mähne halten. Alles ist ihm unterthan, im Olymp, auf der Erde, und in der Unterwelt.

Liebe Mädchen! Sammelt euch in einen Kreis um mich — ich will euch einige Auftritte aus seinem Leben erzählen. Sein Bild brauch ich euch nicht zu entwerfen, ihr habt ihn wohl alle schon irgendwo gesehen, denn ihr seid alle über fünfzehn. —

(I)

Ach der arme Kleine! sagte die rosenwangige Chloë, als sie den geflügelten Gott erblickte, der im Schatten eines Baumes schlief; der arme Kleine! Gewiß hat er sich verirrt und seine Eltern sind feinetwegen in Sorgen.

Chloë war erst fünfzehn Jahre alt, und wußte noch nicht, daß sie ein Herz hätte. Gutmüthig näherte sich dem kleinen Schläfer, und wehrte mit einem Zweige die Mücken von ihm ab.

Ein junger Hirt, der das Mädchen heimlich liebte und sie bemerkt hatte, war ihr nachgeschlichen. Aber nun bemerk ich erst, fuhr das Mädchen fort, daß das arme Kind mit dem blonden Köpfchen an einem Stein liegt. Wie leicht könnt' es bey der geringsten Bewegung Schaden nehmen! — Sie setzte sich ins Gras nieder, und zog den kleinen Gott, so sanft als möglich, in ihren Schoos. Je länger sie ihn betrachtete, desto mehr fühlte sie eine süße Beklommenheit — dreyimal bückte sie sich, ihn zu küssen, nachdem sie sich vorher sorgfältig umgesehen

hatte, ob sie nicht beobachtet würde: aber jedesmal hielt sie die Furcht zurück, seinen Schlummer zu stören.

Während sie so saß, kam der junge Hirt näher.

Weißt du nicht, wem der schöne Knabe gehört? fragte das Mädchen den Hirten mit leiser Stimme, und bedeutete ihm zugleich mit dem Zeigefinger, kein Geräusch zu machen. Ey das ist ja Gott Amor, erwiderte Damon lächelnd. Kennst du ihn denn nicht an seinen Flügeln — und dort liegen seine Bogen und Köcher . . . Amor? versetzte das Mädchen erschrocken; der Gott, der so viel Webers in der Welt anrichtet, und seine Lust an unsern Thränen hat?

Der Hirt. Wer hat dir das gesagt?

Das Mädchen. Meine Mutter. Sie beschrieb mir ihn so fürchterlich, daß ich ihn wahrlich nicht gekannt hätte. Aber warte, du sollst mir kein Unheil weiters anrichten!

Mit diesen Worten zog sie ein Messer hervor, ergrif einen Flügel des Gottes, und wollte ihn fassen. Ihre Hand zitterte und ihr Herz noch mehr.

Der Hirt. Halt ein, du wirst den Zorn der Götter auf dich laden! Weißt du nicht, daß der Kleine vom Himmel abstammt, und sich fürchterlich an denen rächt, die ihn anfeinden?

Amor schlug die Augen auf — bey seinem ersten Blick entsank das Messer der Hand des Mädchens.

Gutes Kind, sagte Amor, ich habe alles gehört. Von dem Augenblick an, da du mich so freundlich auf deinen Schoos nahmst, war mein Schlaf nur verstellt. Die Menschen haben dich hintergangen. Ich gebe ihnen die Freude — den Kummer machen sie sich selbst. Oder ist es die Schuld der Rose, wenn du, indem du sie brichst, dich an ihren Dornen ritzest? ... Das Mädchen sah betroffen vor sich hin, als ob sie kein gutes Gewissen hätte. ... Nun denn, fing Amor an, indem er sich aufschwang, dieser Jüngling soll dich mit mir ausöhnen. Er sprach, und eine goldene Wolke trug ihn empor zu den Wohnungen der Unsterblichen. ... Der Hirt näherte sich dem Mädchen... die Rede des Gottes hatte ihm Muth gemacht. Er nahm ihre Hand; ein heiliges Feuer durchströmte beyde — sie blickte ihn an in lieblicher Verwirrung... er schlug seinen Arm um sie, und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

(2)

Müde vom Bogenschießen und von des Tages Hitze suchte Amor einst eine kühle Ruhestätte. Er kommt an eine Quelle von einer alten Buche beschattet; Blumen und zartes Moos kränzen umher

den Boden, und bieten ihm ein wohlküstiges Lager. Jetzt nimmt er von der Schulter den leeren Köcher, und hängt ihn an den untersten Ast der Eiche; dann streckte er sich ins Grüne hin, und überzählte lächelnd seine Siege: aber allmählig, vom Geriessel der Quelle und vom Geflüster der Blätter herbeigelockt, schließt der Schlummer seine holden Augenlein; süßer duften nun die Blumen, wo Amor schlummert, und leiser spielen da die Weste. Indessen kehreten die wilden Bienen, welche seit lange in dem hohen Stamme der Eiche ihren Wohnsitz hatten, mit dem Reichthum der Flur beladen, zu ihren Zellen zurück, und verirrten sich in Amors Köcher, und legten da ihren süßen Raub nieder.

Schon sank die Sonne — ihr letzter Strahl röthet noch das Gesicht des kleinen Gottes, als er die Augen aufschlägt. Er hüpfet auf, nimmt vom Aste seinen Köcher — aber wie erschrickt er, da jetzt die Bienen heraussummen, und eine mit kühnem Stachel ihn an der Fingerspitze verwundet! Zornig will er den Köcher von sich werfen, als er bemerkt, daß der Honig wie holde Thautropfen daraus hervorträufelt. Er kostet ihn mit dem Finger und sagt halb lächelnd und halb grollend: Gleichen diese Bienen nicht der Liebe? Wer ihre Süße schmecken will, muß vorerst ihren Stachel empfinden! —

(3)

Einst, ihr Mädchen, blühten nur weisse Rosen.
Ich will euch erzählen, wie sie zuerst mit dem lieb-
lichen Purpur eurer Wangen sich färbten.

Amor fand einst an einem Rosenstrauche ein Hir-
tenmädchen, schön und unschuldig, das aber — ob
es gleich schon fünfzehn Frühlinge gesehen hatte,
doch den geflügelten Gott noch nicht kannte. Das
Mädchen pflückte die schönsten der weissen Rosen zu
einem Kranze — Amor schlich sich hinzu, und wollt'
ihm ein Näulchen rauben: aber die Kleine bemerkte
ihn, und bog sich erröthend zurück, und der Kuß
traf ein paar Zwillingrosen, die, o des Wunders!
im Augenblicke ihre Farbe verwandelten.

Behaltet diese Farbe künftig, sagte der Gott,
und seyd den Töchtern der Erde ein Bild der jung-
fräulichen Scham.

(4)

Sieh einmal, was ich hier gefunden habe, rief
Damoet der braunlockigten Cephise zu! — Neu-
gierig eilte das Mädchen hinzu und erblickte den
Sohn Cytherens, der an einem Rosenstrauche lag
und den süßen Schlaf der Unschuld schlummerte.
Trefse ich dich endlich, sagte Cephise, und das Blut trat
ihr in die Wangen; trefse ich dich endlich,

Kleiner Unhold? — Was hat er dir denn zu Leide gethan, fragte Damoet?

„Mir? — Ich will ihn auffer Stand setzen, mir und meinen Gespielinnen etwas zu Leide zu thun.“

Und was willst du mit ihm beginnen?

„Fürs erste will ich ihm seinen Bogen und seine Pfeile zerbrechen.“

Und weiter?

„Ihm die Sittige lähmen.“

Wirklich schritt sie zur Ausführung ihres Vorhabens, und fing damit an, die Pfeile aus dem Köcher zu nehmen, um sie zu zerbrechen. Sie faßte einige oben und unten mit beyden Händen, und drückte sie gegen das vorgesezte Knie. Amor war inzwischen erwacht, sah es und sagte mit schalkhaftem Lächeln: Schönes Kind: so wirst du nicht zurecht kommen; einen nach dem andern mußt du nehmen, wenn du sie zerbrechen willst... Hum! kann ich sie doch auch in den nahen Fluß tragen, versetzte Cephise schnippisch... Das magst du immerhin, antwortete Amor. Von nun an sind sie mir ohne dieß gänzlich unnütz.

Cephise. Mich hintergehst du nicht durch heuchlerische Worte.

Amor. Ich heuchle nie gegen schöne Mädchen; nur die häßlichen erlaube ich mir manchmal zu

necken. Hätte ich dich früher gesehen, so würde ich mich nicht mehr mit diesem Geräthe schleppen. Wer kann in dein himmelblaues Auge sehen, ohne die Glut doppelt zu fühlen, die meine Pfeile erregen? Wo du hinkommst, wirst du Liebe um dich her verbreiten, und ich würde nur noch eine vergebliche Arbeit thun.

Fast dauert mich der Junge, lispelte Cephise —
Ich denke, ich will ihm sein Spielzeug lassen.

Damoet lächelte.

Hier hast du deine Siebensachen wieder, sagte sie, indem sie Pfeil und Bogen zu seinen Füßen hinlegte. Ich fürchte, du möchtest weinen, und ich — kann nun einmal keine Thränen sehen.

(5)

Amynit, ein Knabe von zehn Jahren, hatte im Weinberge Schlingen gelegt, um Trosseln und andere Vögel zu fangen, die den Trauben nachstellen. Eines Morgens ging er dahin und fand in einer der Schlingen den kleinen geflügelten Cyripor, der sich mit einem Fuße darin verwickelt hatte. Halb freudig und halb erschrocken, eilte er zu einem andern Knaben, der auf dem benachbarten Felde die Heerde hütete, und erzählte ihm, daß sich ein großer Raubvogel in seinen Schlingen gefangen hätte. Ich habe zu Hause einen großen Käfig, setzte Amynit

hinzu, diesen will ich holen, und dann sollst du mir wohl den bösen Vogel hineinsperren. Wir tragen ihn von Dorf zu Dorfe, und bekommen gewiß Geschenke reichlich, denn diese Raubvögel richten sehr viel Schaden an.

Amunt kam bald mit seinem Kästch zurück; die beyden Knaben gingen nach dem Weinberge, und der kleine Flügelträger, welcher sich des drolligten Irrthums freute, ließ sich, ohne Widerrede in den Kästch setzen, den die Knaben sorgfältig verschloßen. Sie hingen ihn hierauf an eine Stange, und trugen ihre Beute auf den Schultern nach den Hütten unten im Thale.

Bald umlärmt ein Schwarm von Kindern die beyden Knaben, und jeder wollte den seltenen Vogel sehen. Der kleine Gefangene guckte freundlich zwischen den Stäben heraus, und hatte seine Lust an dem herrlichen Getümmel. . . Die holdlächelnde Chloë, die sechzehnmahl die Bäume des Thals hatte blühen sehen, begegnete dem Haufen — der fremde Vogel gefiel auch ihr; sie erhandelte ihn von dem Knaben, und hing ihn auf in ihrem Kämmerchen. Dort stand sie vor dem Kästch, und gab dem Gefangenen lieblosende Worte. Aber ehe sie sich verfab, hing er an ihrem Halse, drückte einen Kuß auf ihre Rosenlippen und flog zum Fenster hinaus. Traurig stand Chloë an dem Fenster, und sah dem

Flüchtling nach, aber fort war er, und mit ihm die Ruhe ihres Herzens.

(6)

Amor schonte seiner Schwestern so wenig als anderer Mädchen. Wo er ihnen einen kleinen Streich nach seiner Art spielen konnte, da versäumte er es gewiß nicht. So sanfter Natur diese Göttermädchen auch waren, so blieben sie doch immer Frauenszimmer, und des Grosss fähig, der sogar in himmlischen Busen wohnt. Sie unterredeten sich, den losen Knaben zu züchtigen, und dazu fand sich auch bald Gelegenheit. Als die drey Schwestern an einem hellen Sommerabend im Grünen saßen, um sich Kränze zu winden, hörten sie im nahen Gesträuche das Geschrey eines Kindes um Hülfe — schnell eilten sie hinzu, und fanden Amorn, der ihnen lachend mit seinem Bogen drohte. Diesmal waren sie indeß schneller als er; zwey faßten ihn bey den Armen, während eine ihm seine Waffen entriß, und die Sehne seines Bogens lösmachte. Hierauf banden sie ihn mit der Sehne an einen Baum, und berathschlagten alsdann, wie sie ihn noch ferner strafen wollten. Das beste ist, sagte Vasyphäe, wir zerbrechen ihm seinen Bogen und seine Pfeile, so haben seine Neckereyen auf immer ein Ende. . . Mit diesen Worten legten sie sogleich Hand ans Werk. Uglaja und

(10)

Euphrosyne warfen ihn aus einer kleinen Entfernung mit Rosen, doch waren sie gutmüthig genug, vorher die Dornen daran abzunehmen.

Habt Mitleid mit mir, rief der Gefesselte mit erkünsteltem Klaxeton: — Können so schöne Kinder so grausam seyn?

Mitleid? antwortete Nasisphäe — hast du denn je welches mit uns? . . . Nein! sagte Aglaja — der böse Bube freut sich noch unserer Thränen.

Und Amor flehte umsonst! Zwar schien jede der drey Grazien in ihrem Herzen gerührt und besänftigt: aber jede schämte sich vor den andern, diese Blöße zu geben. . . .

Der Abendstern stand schon am Himmel, als sie sich entfernten, um den armen Cyprior die Nacht hindurch seinem Schicksale zu überlassen. Es wurde dunkler und immer dunkler — Auf einmal kamen die drey Mädchen auf verschiedenen Wegen, und ohne daß eine von dem Vorhaben der andern etwas ahnete, nahe bey der Stelle zusammen, wo der kleine Gott noch immer gefesselt stand — Ich wollte doch noch in der Nähe bleiben, damit ihm die Nacht über kein Unglück zustoßen möchte, sagte die Eine.

Dies war auch meine Absicht, erwiderte die Zweyte.

Im Grund treiben wirs doch ein wenig zu weit, fiel die Dritte ein. Ist er doch genug durch den

Verlust seiner Waffen und durch das Unangenehme der Lage bestraft, in der er sich schon seit einigen Stunden befindet.

Unter Liebkosungen banden sie ihn nun los. Aglaja und Euphrosyne trugen ihn auf ihren umschlungenen Händen nach ihrer Wohnung, und des andern Tags brachen sie ihm einen Zweig zu einem neuen Bogen.

(7)

Ich sah, glaubt mir ihr Mädchen, ich sah im heiligen Gesichte den Liebesgott auf einem Siegeswagen, von den Grazien gezogen. Triumphirend schwang der Knabe den stolzen Bogen, der den Bewohnern des Erebus und des Olymps furchtbar erklingt. Zwen der Charitinnen zogen den Wagen, während die Dritte den Weg mit Rosen überstreute.

Ja, nur in diesem Gefolge feiert Amor seinen höchsten Triumph. Wenn er auf dem Schooße der Eitelkeit gähnt und unnmuthig der Wohlust die welschen Kränze vom Auge reißt, wenn selbst die Schönheit ihn nur auf Augenblicke fesselt, so wird er nie der Gesellschaft der Göttinnen müde, denen das Wohlwollen, die Sanftmuth und die Dankbarkeit heilig sind. Alle Fesseln zerreißt er, nur die Blumenkränze der Charitinnen binden ihn auf ewig.

(8)

Drey Mädchen, die für Schwestern der Grazien gelten konnten, nur etwas muthwilliger als jene, fanden den Amor auf einer Wiese, wo er nach Schmetterlingen jagte. Eben streckte er seine Händchen nach einem dieser bunten Thierchen aus, als er an einen Stein stieß und ins hohe Gras fiel. Lachend hüpfen die Mädchen auf ihn zu, banden ihm die Flügel und die Hände, und geboten ihm, ein aufrichtiges Geständniß aller von ihm verübten Frevel abzulegen.

Der Kleine fügte sich in die Noth, und fing an zu beichten: aber der Fragen wurden bald so viele, und sie kamen so bunt durcheinander, daß er nicht mehr zu antworten wußte.

Einem der Mädchen ging sein Zustand nahe. Nein! länger kann ich nicht leiden sehen — rief sie, und wollte seine Bande lösen; allein die beyden andern hinderten sie daran. Jetzt entstand ein Geräusch im nahen Gestrüppe: — ein wilder Eber! rief Amor mit besorgter Miene; die Mädchen schracken zusammen und schrieen um Hülfe.

Macht mich los, rief Amor, der erste Pfeil von meinem Bogen soll das Unthier tödten.

Hastig banden ihn die Mädchen los — er drückte einen Pfeil ab und noch einen — und zwey der Mädchen fühlten die brennende Wunde in ihrem Busen.

Diese, rief er, sollen bloß die Schmerzen der Liebe empfinden: aber auf dich, die du ein sanfteres Herz verriethest, wartet ihre Seligkeit.

Dies sagend schwang er sich in die Lüfte.

(9)

Seht ihr den Amor im Siegeswagen auf dem Schooße seiner Mutter, die selbst seiner Allmacht huldigt? Amoretten ziehen den Wagen und in lieblichen Gruppen hüpfen die Grazien voran.

Der Kleine hält den goldenen Apfel, den berühmten Preis der Schönheit in der Hand, den er seiner Mutter abgeschmeichelt hat, und setzt einen Kranz von süßduftenden Rosen auf ihr Haupt.

Amor als Sieger über die Schönheit, von Huldgöttinnen umgeben: — wende dein Auge nicht weg, blühendes Mädchen, dessen keuschen Busen der Pfeil des Gottes noch nicht verletzte. In der Gesellschaft der Grazien hast du von seinem Muthwillen nichts zu fürchten. Hier findest du neben dem Blicke der Liebe das Erröthen der Unschuld — nur jungfräuliche Hände können das Feuer in dem Tempel des Gottes unterhalten, daß es nicht erlösche.

Ihr seht keine gefesselten Sklaven an diesem Siegeswagen — das Hingeben der Liebe ist nicht Sklaverey, hier ist alles Sieger und besiegt zugleich, nichts Raub, nichts Geschenk, alles nur Tausch.

Tauben sitzen auf dem Wagen — das Sinnbild
heiliger Unschuld. — Liebe und Unschuld? —
Schlimm, wenn euch dies eine Thorheit dünkt, oder
ein Aergerniß! — Oder habt ihr noch keine Mutter
gesehen, die mit dem Erröthen der Unschuld ihrem
Erstgebornen die süße Brust reicht, und mit dem
Lächeln der Liebe auf ihn herabblickt? —

Dieses Bild ist kein Fantastiegemälde, denn
häusliches Glück, zarte unverdorrene Menschheit
wohnt noch da und dort auf der Erde.

Am 4ten November 1799.

Nein, hiernieden gibts kein schönes Band
Als womit die Freundschaft gute Menschen fettet;
Uns zum Trost gab sie der Gottheit Hand,
Sie ist's die uns mild auf Rosen bettet.

Wenn wir bey des Krieges Ungewittern
Vor dem ernstern Wink des Schicksals zittern,
Freundschaft, knüpfet enger uns dein Band
Bietest du uns tröstend deine Hand.

D.

Gastgeschenke.

(bloß für Bekannte)

(1)

Mädchen, ein bläulicher Himmel ist mir dein
 bläuliches Auge,
 Ahnend blick' ich hinein, spähe mir Seligkeit aus.
 Herrlich strahlt mir entgegen die Sonne des Wahren
 und Guten,
 Ach! nur der Liebe Gestirn funkelt im Auge dir nicht.

* *

(2)

Heitere Stunden sind mir in deiner Nähe entflohen,
 „Auch der traurigen viel!“ — ruft
 das empfindende Herz.
 Mühe hab' ich mir gegeben, du Gute, dich nimmer
 zu lieben:
 Ach! dieß gebent der Verstand, während das
 Herz um dich weint.

(3)

Deine blühende Jugend entdeckt so viel liebliche
 Keime,
 Daß mit Entzücken das Aug' auf dir, du Liebe,
 verweilt.

Wie die knospende Rose eilt deine Blüte ins Leben —
Mädchen, bewahre dein Herz! äußere Reize
verblüh'n!

Früh oder spät, o bedenk' es, welch alle blendende
Schönheit:

Neidenswerth falle dein Loos, wenn deine Stunde
einst schlägt.

(4)

Sage, wo nimmst du den Frohsinn, und dieß Wohl-
wollen für Andre,

Du, deren Jugend der Gram schmerzlich mit
Dornen umwand?

Früh am Morgen hast du des Schicksals Wermuth
gekostet —

Ist dieß die prüfende Zeit? Warten einst Rosen
auf dich?

(5)

Güte und Sanftmuth erhalte: sie bleiben dein Stolz;
biß zum Grabe!

Äußere Reize allein sind nur Geschenk der
Natur.

Jenseits blickt sie herab, die früh am Mittag schon
heimging

Glück ersehnt sie für dich — glücklich verdienst
du zu seyn!

(6)

Tugend und Reize fand ich noch nirgends so innig
verschwistert,

Nie so schuldlos den Blick, als du Gute, bey dir!

Sage, wo flöÙe je reiner die Quelle des häuslichen
Glückes

Als in deinem Besitz, der den Himmel verspricht?

Aber ich meide dich oft, damit die glühende Sehnsucht,

Die dein Anblick erregt, nimmer mir raube die Ruh.

(7)

Unter dem Lärmen des Hausens lebst du in beschei-
dener Stille —

Häusliche Tugenden sind, frommes Mädchen,
dem Ziel!

Ob auch verborgen du lebst, fand dich doch ein red-
liches Auge,

So dich dem Guten verräth, weil er dies Denk-
mal dir setzt.

Fahre nur immer so fort, nach dauendem Werthe
zu streben;

Wenn deine Stunde erscheint, erntest du reich-
licher ein!

D.

B e a t u s i l l e .

Beglückt ist, wem die Freundschaft ihre Hand
 Muthlächelnd reicht auf schroffen Felsenwegen;
 Beglückter, wer des Himmels besten Segen
 In einem Weibe edeln Sinnes fand.

Ein Heiligthum ist ihm sein kleines Haus
 Wo ihn ihr Ruf zur leichten Arbeit wecket:
 Wenn sie geschäftig, froh zum Mahle decket,
 Dann werden auch Kartoffeln ihm ein Schmaus.

Sanft schmiegt er sich in ihrem Arm zur Ruh,
 Indessen wilde Stürme draußen heulen,
 Und sieht, wenn Könige die Erde theilen,
 In seinem Winkelchen gelassen zu.

D i e s c h ö n e B r ü c k e .

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Was-
 gen, und gütig
 Könnte der Meister mir selbst auch mit hinüber
 zu gehn!

An die künftige Geliebte.

Wo find ich dich, mit der ich dieses Leben
 Einst theilen soll?
 O! möchtest du jetzt freundlich mich umschweben
 Und liebevoll!

Hat dich vielleicht mein Auge schon gesehen,
 Mir unbewußt?
 Und hat dir schon im Traum der Sehnsucht Flehen
 Gefüllt die Brust?

Ist sanft und still dein Geist? o sage,
 Klopft dir dein Herz
 Wohl stärker bey des Mitgeschöpfes Klage
 Und seinem Schmerz?

Ich ahnd' es wohl, ein Wesen ist geboren,
 Mich zu erfreun....
 // Wo find ich, die Gott liebend auferkoren,
 // Sich mir zu weihn? ...

Trag ich vielleicht schon längst dein Bild im Herzen?
 Nennt dich mein Mund?
 Wann schließen wir mit Ländeln und mit Scherzen
 Der Treue Bund?

So oft weilt' ich mit sehnendem Verlangen
 Und harre dein....
 Seh' ich am Firmament die Sterne prangen,
 Beym Mondenschein! —

Und schweigend schau ich nach dem Stern der Liebe,
 Und wünsche dich. . . .
 Und nähere hoffnungsvoll die süßen Triebe,
 Geweckt durch dich! —

Und immer enger wird es mir im Herzen,
 Mir unbekannt
 Woher? . . . Ach! wann vertausch ich Leid und
 Schmerzen
 Für deine Hand?

Wie will so sorgsam, liebend ich dich pflegen
 An treuer Brust,
 Und lehren dich bey sanften Herzensschlägen
 Des Himmels Lust!

Wenn ernste trübe Stunden mich beschleichen
 In Einsamkeit:
 Vor deinem Liebgeflöse werden sie entweichen
 Mit Schnelligkeit.

Ich seh der Zukunft Freuden schon im Bilde
 Geschenkt von dir:
 Und tausend Mühen scheuchet deine Milde
 Vom Auge mir.

Die Hoffnungen für meines Lebens Frieden
 Sind treu und wahr —
 Einst eil' ich froh mit dir, die Gott beschieden,
 Zum Traualtar.

Das Wiedersehen.

Wenn nicht mehr die Hoffnung des Wiedersehns
wäre,

Wo nähmen wir Trost bey den Trennungen her?
Was wehte dem leidenden Herzen dann Ruh
Wie kühlende Lüfte in Sommerhitze zu?

Zum Trennen und Scheiden ist alles bestimmt,
Was Leben und Freuden vom Gütigen nimmt.
Drum künmert sich alles: doch hat er's gelenkt,
Daß allen das Wiedersehn Tröstungen schenkt.

Schickt Freunden, sich liebend mit inniger Treu,
Daß Schicksal die Stunde des Scheidens herbey,
So glauben sie oftmalß vor Schmerz zu vergehn —
Da stützt sie die Hoffnung, sich wiederzusehn.

Ja eilt selbst die schrecklichste Trennung heran,
Die alles, was lebt, überwältigen kann;
So ist es die Hoffnung, die einzig uns hält:
„Wir sehen uns wieder in besserer Welt!“

O tröstende Hoffnung! so himmlisch und schön —
Nach Freuden und Leiden uns wiederzusehn,
Führ du uns durchs Leben! verlaß uns auch nicht,
Verlöscht einst des Lebens beseligend Licht.

 Wirklicher Traum.

Freund! ich sinne umher und suche den ersten
 Mann mir,
 Dessen zartes Gefühl aus seiner Seele hervorgeht,
 Der mit erglühter Brust der reineren Liebe voll
 ist,
 Welcher jeglichen Freund mit seinem Feuer er-
 wärmet,
 Und mit der Hände Werk ihn gerne liebend erlabet;
 Der auf Kräuter erfülltem Boden mit ihnen vertraut
 steht,
 Und mit erhabenem Geist im Feld unzähliger
 Sterne
 Kühn von Welten zu Welten, von Sonnen zu Sonnen
 hinansteigt.

Wilh. Tischbein.

Die Beschäftigungen der Musen.

Calliope singt im erhabnen Ton
 Die Götter und die kühnen Sterblichen,
 Die sich durch Thaten, wie Almenens Sohn,
 Den Weg zum Sitz der Himmlischen gebahnt.
 Mit goldnem Griffel zeichnet Elio treu
 Und unbestechlich in ihr großes Buch,
 Der Menschheit Ehre und der Menschheit Schmach —
 Wie Nero mordete, und Leopold
 Den schönen Tod im Dienst der Menschlichkeit,
 Den Tod zur Rettung seiner Brüder starb.
 Erato windet Kränze für das Haupt
 Des Lesers Greises und des guten Gleims;
 Sie tändelt mit den Pfeilen Cyriops,
 Und hascht ihn schäkernd bey den Fittigen.
 Thalia flicht jetzt Nesseln um das Haupt
 Der Thorheit, zeigt im leichten Soccus jetzt
 Sich auf der Szene, und mit schlauer Kunst
 Bringt sie den Geck zum lachen über sich.
 Melpomene mit ernstem Blicke maht
 Des Schicksals Gang im Menschenleben aus:
 Wie Cäsar sich in seinen Mantel hüllt,

Und so den Stoß von Brutus Hand empfängt;
 Wie angeschmiedet an den kahlen Fels
 Prometheus noch die Macht des Donnerz höhnt,
 Obgleich schon über ihm der Geyer schwebt,
 Terpsichore im leichten Tanze schwebt.
 Weg über Dornen, und mit schnellem Raub
 Pflückt sie ein Blürrchen da und dort am Weg,
 Und wirft damit nach den Gespielinnen.
 Euterpe weilt im Hain, am Felsenbach,
 Und lehrt den Hirten seine Flöte zu
 Beseelen mit der Liebe süßem Ton.
 Polymnia mit einem Lorbeerkranz
 Um ihre Schläfe, sitzt bey Hirtinnen,
 Und unterhält mit Märchen sie, worin
 Die Wahrheit, wie ein Bienchen in dem Schoos
 Der Rose, unter Bildern sich versteckt.
 Mit ernstem Blicke sieht Urania
 Bald auf zum Himmel nach der Sonne Lauf,
 Bald wieder um sich in das Weltgewühl,
 Und beut dem Wahrheitsforscher, der allein
 Und ausgestoßen von den Menschen steht,
 Die Hand, und zeigt hoch über Sternen ihm
 Die Heimath der verkannten Redlichen.

Am 25sten November 1798.

Zum erstenmale begrüßet heute mein Herz
Diesen Morgen, hoher Empfindung voll;
Laß mich, du Gute, frohen Blickes
Tausend Wünsche für dich zum Himmel senden!

Dieses Tages holdes Erinn'rungsfest
Erfüllt mit reiner Freude die rege Brust;
Und in des Freundes Aug' glänzt stille Rührung,
Nur von liebender Achtung hervorgerufen.

Dich gab uns zur Freude ein guter Gott,
Thränen zu trocknen, Balsam ins wunde Herz
Leidender Menschen zu gießen — schöner Beruf!
Hell-leuchtend folg' er dir nach bis zum Grabe!

Deiner Tugenden und der Sanftmuth Bild
Trag' ich tief im Innern — o! fromm besorgt,
Daß nicht des Winters Hauch es anwehe
Bevor die umgestürzte Sackel zur Pethé winkt.

Spinn' i hren Faden langsam, ich bin ihr gut,
Freundliche Parze, schöne, o schöne sie!
Laß, ich fleh' es, noch oft im friedlichen Morgenroth,
Des Lebens Hoffnungen hold ihr entgegen kommen.

Y.

Die Weilchen.

Da stehn sie, die Weilchen, der Zierde beraubt;
 Wer hätte dies gestern am Abend geglaubt?
 Sie standen so lieblich, so duftend, so schön;
 Wen freut' es nicht innig, die Weilchen zu sehn?

Nun stehn von der Sonne heiß glühendem Strahl
 Sie alle verdorret im blühenden Thal.
 Wir gehen vorüber, und sehen zurück,
 Mit Thränen der Wehmuth im zögernden Blick:

Beklagen der Blumen schnell fliehende Lust,
 Uns innig des Wechsels der Freuden bewußt;
 Und denken doch oft nicht, und wollen nicht sehn,
 Daß einst auch wir alle, wie Weilchen, vergehn.

Ein Mädchen, des Wange wie Morgenroth glüht,
 Daß schöner als Rose und Weilchen noch blüht;
 Daß, ob es auch niemals um Liebe geküßt,
 Doch Augen und Herzen zu fesseln versteht,

Es blühet — wem schafft es nicht selige Lust?
 Es zaubert, sich selbst nicht des Zaubers bewußt —
 Doch weh'! eh' die Sonne dem Abendstern weicht,
 Ist oft schon die Blüthe der Wangen verbleicht.

Ein Blümchen nur ist es, das niemals verblüht;
 Ein Feuer nur gibt es, das immerfort glüht;
 Das Blümchen der Tugend verwelket wohl nie,
 Das Feuer der Unschuld ist ewig, wie sie.

Wenn äußerer Schimmer und Hoheit vergeht,
 Wie Blüten, von rauheren Winden verweht,
 So bleibt, wie die Sonne in himmlischen Höhen,
 Die Unschuld noch lieblich, die Tugend noch schön.

Drum wahre, du Traute! mit himmlischer Lust,
 Dies Blümchen, dies Feuer in offener Brust.
 Laß rollen die brausenden Ströme der Zeit!
 Einst wirst du auf immer und ewig erfreut.

Am Charfreitage

in einer katholischen Kirche.

*

Hier, wo ich dem Herrn im Stillen diene,
 Kniestest, Mädchen mit der heiligen Miene,
 Du an des Erlösers Brust,
 Machtest, wenn die Lobgesänge schallten
 Und zu Gott die Seufzer wallten,
 Deinen heißen Thränen Lust.

Lagest hier mit engelgleicher Milde
 Flehend vor dem Muttergottesbilde,
 Schöne, gottgeweihte Betherinn!
 Schwurst oft die heiligsten Gelübde,
 Weil mein Glaube dich betrübte,
 Batst für mich um einen andern Sinn.

Mädchen! sag', sind wir nicht alle Sünder?
 Alle eines guten Vaters Kinder?
 Dürfen ihm mit Sohnesliebe nah'n?
 Er, der dort auf Golgatha gestorben,
 Hat auch mich durch seinen Tod erworben,
 Nimmt auch mich, wenn ich ihn suche, an.

Deine Heil'gen, die dich gnädig hören,
 Will ich gern als sel'ge Geister ehren,
 Bethen will ich nur vor Gottes Thron —
 Ehren will ich kindlich die Madonne,
 Als die Mutter unsrer ew'gen Sonne,
 Knieen nur vor ihrem großen Sohn.

Nein, Geliebte! Glaubenslehren können
 Nimmer unsre Herzen trennen,
 Unsre Liebe kann nicht Sünde seyn!
 Bald wird dieses Lebens Traum verschwinden,
 Dort im Himmel werden wir uns finden,
 Und vereinigt unsers Glücks uns freun.

 Die Verlassene.

Flieh dieses Herz, schwermüthige Gedanken,
 Ich weiß es, daß ich meinen Freund verlor ...
 Mich liebte * * ... und er konnte wanken,
 „Bergiß ihn, predigt die Vernunft mir vor —
 „Du liebtest ihn, er kränkte dich so sehr:“ —
 Doch wer gefällt mir jemals so wie Er?

Der Herrchen viel umflattern mich, und glauben
 Den Kummer zu zerstreuen, der mich drückt;
 Ich kann Helenen ihren Liebling rauben,
 Der feine * * ist von mir entzückt.
 Zur Rache reizt mich Alles rings umher: —
 Doch wer gefällt mir jemals so wie Er?

Mein armes Herz, bestürmt von tausend Seiten,
 Von Kämpfen, Zweifeln, Furcht und Hoffnung matt;
 Nahn andre Waffen, um ihn zu bestreiten,
 Die es im Stillen längst versucht hat —
 Umsonst rühmt man des Wechsels Reiz so sehr,
 Ach — mir gefällt kein andrer Jüngling mehr!

Nettchen W.

 Elise an ihre Leyer.

Hier leg' ich muthlos dich, Vertraute meiner
 Freuden,
 Mein Trost! und Blum' und Kranz der Liebe bey
 dir hin:
 Sollst du forthin den Klang des theuren Namens
 meiden,
 So ist auch meine Lust, mein stiller Trost dahin.

Nie wird durch mich berührt die Saite wieder beben,
 Da mein verwöhntes Herz, von jenem Feuer voll,
 Das einzig fähig ist ihr Reiz und Kraft zu geben
 Von seiner Wonne Quell, von Selmar, schwei-
 gen soll.

Dich gab mir die Natur. Im dicht'sten Tannenhaine
 Begann einsiedlerisch mein stammelndes Gedicht;
 Kein Ton verricht der Welt die unbekannte Kleine,
 Und selbst die Nachtigall hört' auf mein Stann-
 meln nicht.

Siegtönend sang sie fort, beschämt legt' ich dich
nieder:

Doch traulich lehrte sie was meiner Kunst gebrach.
Sie sucht', im Nachbarwald ihr brütend Weibchen
wieder,
Und jubelte mir zu, daß — Liebe mir gebrach.

Da schwebt' im Lenzgewölk die Liebe mir entgegen
Und stimmte dich und spielt' ein heiliges Gedicht;
Da sang' ich — aber ach! die Saiten zu bewegen
Ist eine neue Schuld — du schweigst von Sel,
mar nicht!

Drum, sollst du denn mein Trost nicht länger seyn'
so bringe

Mich die Natur zurück in ihr vertraulich Land;
Da ruh ich sorgenfrey an ihrer Brust und singe
Die Lieb' und weih ihr dich zum ewgen Unterpand.

Der Dichter an sein Landgut.

*

- Geliebtes Lustholz! *) Freund meiner Jünglingszeit,
In reifern Jahren meiner Empfindungen
Vertrauter, wenn am Arm Elisens
Innig und süß mir die Freude zulacht!

*) Lustholz, Name des Guts.

Beglückt, beglückt, ihr Brüder, wer seinen Fuß
 Auf eignen Boden setzet, wer Fried und Ruh
 Auf seinem väterlichen Erbtheil
 Kostet, im Schatten der eignen Ulme!

Gibt euch die Saat, die eurem Gefild' entsproßt,
 Die Traube, die an eurem Geländer schwillt
 Nicht mehr Erquickung, als das Gastmahl,
 Das euch die Gnade des Höflings austischt?

Mich speist das Fischen, das ich mit eigener Hand
 Im Weiher einschloß; kühl und erfrischend ist
 Das Raß der immer klaren Quelle,
 Die ich mir selber zur Labung ausgrub.

Kein Lustschloß, nein! und sänge Horazens Kunst
 Sein Lob, und winkte mir ein Anakreon
 In seine Schatten — Nein! kein Lustschloß
 Beut mir die Bonne des eignen Ackers.

Kennt ihr den Vogel, der uns die Lieder lehrt
 Der Lieb', und schöner, als ihr es selbst vermögt,
 Den Gott besingt, der sich zur Wohnung
 Unsre, wie Bersaba's Wälder auskohr?

Wenn Silomele uns frühe willkommen heißt
 Und wät mit uns zum Führer den Mond erwählt,
 Dann — Ha! zufriedner als ein König
 Wünschet ihr dann euch kein besseres Eden.

Doch nicht den Necker nur und den kühlen Born —
 Der Himmel gab mir Fülle des Segens, gab
 Mir mehr als alles — seht! wie hüpfen
 Um mich die Lieblinge meiner Liebe!

Sie jauchzen: Vater! Kennt ihr den süßen Ton?
 Kommt, Brüder! Kommt, genießet des Bruders Glück,
 Und ruht auf meiner Väter Erbtheil
 In den Umschattungen meiner Ulme!

An Sie.

*

Du liebst den Mann nur, welcher frey
 Und groß und edel denkt,
 Der zu der schönsten Gleisneren
 Nie seine Seele lenkt;
 Dem Manne willst du hold und rein
 Gefährtin durch das Leben seyn?

Du liebst den Mann, dem edler Muth
 Auf seiner Wange blüht,
 In dessen Auge edle Gluth
 Für Recht und Wahrheit glüht;
 Dem Manne willst du hold und rein
 Gefährtin durch das Leben seyn?

Du liebst d e n Mann, der jeden Zwang
 Und jede Fessel scheut,
 Der seine Kraft, sein Lebenlang,
 Nur freyer Tugend weiht;
 Dem Manne willst du hold und rein
 Gefährtin durch das Leben seyn?

Du liebst d e n Mann, der die Natur
 Von ganzer Seele liebt;
 Dem ihrer Schönheit Fülle nur
 Die reinsten Freuden gibt!
 Dem Manne willst du, hold und rein
 Gefährtin durch das Leben seyn.

Du liebst d e n Mann, in dessen Hand
 Ein Saitenspiel erklingt,
 Der seinem großen Vaterland
 Mit hoher Wonne singt;
 Dem Manne willst du hold und rein
 Gefährtin durch das Leben seyn.

D e n Mann nur liebst du, der im Glück
 Sich gleich und weise bleibt,
 Den nicht ein widriges Geschick
 Zu niederm Kleinmuth treibt;
 Dem Manne willst du hold und rein
 Gefährtin durch das Leben seyn.

Du liebst den Mann, der für dein Herz
 Ein Herz im Busen trägt;
 Das dir allein in Glück und Schmerz
 Voll heiser Liebe schlägt;
 Dem Manne willst du hold und rein
 Gefährtin durch das Leben seyn.

Liebst du den Mann, der also denkt,
 So singt, dich also liebt —
 Dir seine ganze Seele schenkt,
 Nie deine Wonne trübt;
 So komm zu mir, so wirst du mein
 Gefährtin meines Lebens seyn.

Mir gab Natur ein Herz, das frey
 Und gut und redlich denkt;
 Der Wahrheit, nicht der Heuchelen,
 All seine Kräfte schenkt;
 So komm denn, komm, so wirst du mein,
 Gefährtin meines Lebens seyn.

Auch gab sie mir ein Saitenspiel
 Schon früh in meine Hand,
 Durch welches ich der Freuden viel,
 Schon viele Wonne fand;
 Das liebst du ja; so wirst du mein —
 Gefährtin meines Lebens seyn.

O! fühltest du, wie hoch und warm
 Mein Herz im Busen schlägt,
 Wenn um mich seiner Lilien-Arm
 Ein gutes Mädchen schlägt:
 So eiltest du, und wolltest mein —
 Gefährtin meines Lebens seyn.

So komm denn, sieh! die Liebe winkt
 Mit trauter Mutterhand,
 Und um harmon'sche Herzen schlingt
 Sie selbst ihr Rosenband.
 Wie hold sie winkt: du sollest mein,
 Der Engel meines Lebens seyn!

Am Grabe meiner Mutter.

Traurend steh ich hier an deinem Grabe,
 Suche was die Menschheit mir versagt;
 Suche, was ich jetzt verloren habe,
 Deinem Schatten sey's allein geklagt!

Trost und Frieden goß aus deinem Munde,
 Oßt sich in mein tief gebeugtes Herz,
 Balsam reichtest du für jede Wunde,
 Deine Liebe tilgte manchen Schmerz.

Ach! die Ruhe, die ich nirgends finde,
 Such ich trostlos hier an deinem Grab;
 Meines Schicksals trauriges Gewinde
 Hilft mir bald vielleicht zu dir hinab.

Auch den Trost, den Menschen mir versagen,
 Such ich hier wo deine Asche ruht:
 Meine Leiden kann ich Niemand klagen,
 Und es sinkt die Hoffnung, sinkt mein Muth.

Ja, verschwunden ist der hohe Glaube
 An die Menschheit, ach, an Freundes Wort!...
 Nur die Stelle, die jetzt deinem Staube
 Ruhe gönnt, ist mir ein heilger Ort.

Menschen die mit kaltem starrem Herzen,
 Nie empfunden was mein Herz empfand,
 Lachen kalt und fühllos jener Schmerzen,
 Die das Schicksal um mein Daseyn wand.

Und mit theilnahm, vollem Herzen stehe
 Ich verlassen in der weiten Welt!
 Wo durch Freundschaft ich getäuscht mich sehe,
 Kenn' ich nichts, was Trost für mich enthält.

Ja, der Freundschaft täuschungsvolle Thränen
 Sanken längst in Nacht und Schatten hin,
 Sie verschwanden, wie in höh're Räume
 Sich des Nebels Truggestalten ziehn.

Und der Liebe trügerische Stimme
Ist verhallt, gleich Echo's leerem Schall,
Nur Erinnerung prägt sich im Grimme
In des Herzens leisen Wiederhall.

Todt sind für mich alle Lebensfreuden,
Mein Gefährte ist ein dumpfer Schmerz,
Niemand kennt mein namenloses Leiden,
Und mir schlägt kein mitleidvolles Herz.

Denn des Trostes und des Mitleids Blüthe
Senkte man mit dir zur Gruft hinab;
Und die Stimme deiner Herzensgüte
Schweigt auf ewig hier in diesem Grab.

Augusta P.

Das Hüttchen.

*

Ein liebes Hüttchen baut' ich mir
Und trug es auf den Händen;
Ich baute immer für und für,
Doch wollt' es niemals enden.
Ich baute täglich mehr darin
Verbessernd stets mit klugem Sinn.

Es sollte still und friedlich seyn,
Ein Bäumchen drüber wehen,
Da stellt' ichs hin im Frühlingshain,
Wo Maienlüftchen gehen.

Hier wohnt' ich nun, doch traurig war
Das liebe Hüttchen ganz und gar.

Drauf weint' ich oft und weinte viel,
Begrif nicht was mir fehlte;
Der Hand entsank manch schönes Spiel,
Das ich mir froh erwählte.

Ich dachte hin, ich dachte her,
Doch blieb mir's rings an Freuden leer,

Berzweifelnd lief ich spät hinaus,
Warf alles von den Händen;
Im finstern Wald, bey Nacht und Graus,
Wollt' ich mein Leben enden:

Da trat aus dem Gebüsch klar
Ein Mädchen schön und wunderbar.

„Nimm mich in dein Hüttchen mit!“

Rief es mit holder Bitte.

Ich nahm es bey der Hand und schritt
Voran, zeigt' ihm die Hütte;

Doch führt' ichs endlich selber ein,
Und Glück und Ruhe mit hinein,

T r o s t f ü r a l l e L e i d e n .

Nach wir kämpfen auf dem Strohm des Lebens,
 Bald vom Sturm erhoben, bald versenkt,
 Aber unsre Kraft strebt dann vergebens,
 Wenn die Trennung unsre Seele kränkt.

Das Gemüth, gebeugt durch Leid und Kummer,
 Den der Trennung Schmerz noch bitt'rer macht,
 Sehnt sich nach des Grabes tiefem Schlummer,
 Wo kein Glend mehr mit uns erwacht.

Lind'rung biethet dem zerrissnen Herzen,
 Zwar der Freundschaft liebliches Gewand:
 Freundes Mitleid mindert manche Schmerzen,
 Reichet uns brüderlich die treue Hand.

Wenn der Sturm vorüber ist, dann wehen
 Glaub' und Hoffnung, leisen Trost uns zu,
 Und wenn wir am Sarg des Freundes stehen,
 Biethen sie der Seele Trost und Ruh.

Doch was beyde nicht vermögen, lindert
 Sich'rer noch die Allgewalt der Zeit,
 Diesem Arzt, der jeden Kummer mindert,
 Weicht am Ende jedes Erdenleid.

Und das Leid, das selbst die Zeit nicht theilet,
 Legen wir doch einst im Grabe ab,
 Ja, was nichts verdrängen kann, das heilet
 Sicher einst auf ewig uns dieß Grab.
 Denn mit allem unserm Leid undummer,
 Legen wir uns an der Mutter Brust,
 Gleich den Theuren, die im sanften Schlummer
 Ruh'n, ihrer Leiden unbewußt.

Augusta P.

In Josephens Stammbuch.

*

Im Hafen der Glückseligkeit
 Früh oder spät einst einzulaufen,
 Schifft sich mit reger Eierigkeit,
 In größern oder kleinern Haufen,
 Der Mensch am Kay der Hoffnung ein,
 Doch nur, wer klug und glücklich ist,
 Der lauft, sich süßen Lohns zu freun,
 Nach manchen überstandnen Leiden,
 Die Zufall oder Noth auf seine Pfade streuten,
 Im Hafen süßer Ruhe ein.

Der Frühlingsmorgen.

Sonett.

Allenthalben lacht dir Freude,
 Heiter glänzt des Himmels Blau,
 Und beperlt vom Morgenthau
 Prangen Unger, Trift und Haide.

Mädchen wandeln an der Seite
 Ihrer Lieben durch die Au,
 Und in Lüften, sanft und lau,
 Locken Vögel ihre Bräute.

Alles hat zu Lust und Scherzen
 Dieser Morgen aufgeweckt,
 Was noch Freude fühlt und schmeckt:

Nur von diesem armen Herzen
 Ist sie ewig weggeschreckt,
 Seit das Grab Elisen deckt.

Seelenruhe.

Da ich bey meinem hohen Alter das Schicksal meines
 Geistes Gott ganz allein heimgestellt habe, so freue
 ich mich auf die erste Minute nach meinem Tode.

A n m e i n e H e i m a t h.

S o n e t t.

Stille Thur, wo ich Elisen fand,
 Wiesenthal und ihr, verwachsne Hecken,
 Die des Hügels sanfte Höhen decken,
 Wo mein Herz für sie zuerst entbrannt.

Wo die Hoffnung Blumensträußchen band:
 Ihr, gesucht einst, ach! die jetzt mit Schrecken
 Nur in mir das Bild der Holden wecken,
 Die der Tod aus meinen Armen wand;

Ihr, die ich so froh und leicht durchschritt,
 O! wie sehnlich wünscht' ich euch zu meiden,
 Seit dies Herz die tiefe Wunde litt!

Und wohin? — o flich mit schnellem Schritt,
 Und durchheile aller Länder Weiten —
 Herz, du nimmst doch deinen Kummer mit.

Beym Anblick einer Rose.

Lehre mich, duftende Rose, dein stilltes beglückendes
 Wohlthun,
 Daß, wenn mein Abend erscheint, ich noch des
 Morgens mich freu?

Abendlied auf der Flur.

Sie feyert — da kühlend und labend
 Die Fluren erquicket der Abend —
 Sie feyert die Mutternatur!
 Schon senken die Schatten sich nieder —
 Doch wandeln noch trauliche Brüder,
 Auf ihrer so ruhigen Spur.
 Wo sind sie die fröhlichen Schaaren,
 Die heiter und freudenvoll waren
 Am Hügel und Bache entlang?
 Schon wallten sie freudig nach Hause,
 Geschmückt mit dem ländlichen Strauße,
 Mit jubelndem frohem Gesang.
 Wo ist sie die strahlende Sonne,
 Die hohe Empfindung von Wonne,
 Den Reichen und Armen geschenkt!
 Viel hat sie der Freuden gespendet,
 Ihr strahlender Lauf ist vollendet;
 Tief hat sie ins Meer sich gesenkt.
 Der Schimmer des Tags ist entkleidet;
 Der lieblichste Schatten verbreitet
 Sich nun über Thäler und Höhn-
 Es stehen die ruhenden Felder,
 Die dicht umschatteten Wälder —
 So feyerlich — prächtig und schön.

Es schallten der bunten Gesänge
 Auf blühenden Zweigen die Menge,
 Doch schallen sie jetzt nicht mehr;
 Die fröhlichen Säng' er verstummen,
 Die Biennen, die laut uns umsummen,
 Umsummen uns jetzt schon nicht mehr.

Dort oben in dunkler Ferne,
 Dort schimmern die blizenden Sterne
 So hell und so klar und so rein;
 Dort winkt uns mit freundlicher Milde
 Der Mond — auf dem stillen Gefilde
 Noch heiter und fröhlich zu seyn:

Dieß sind wir am kühlenden Abend,
 Der über die Fluren so labend
 Vom Himmel herab sich gesenkt;
 Der nun noch am Ende des Tages
 (Wer fühlet und fühlen kann, sag' es)
 Uns volle Zufriedenheit schenkt.

Die gewelkte Blume.

Meine zarte, meine holde Blume,
 Kaum entsproßt des Herzens lockern Grunde,
 Kaum entfaltet von der Mutter Sonne
 Hehren, ewig neuen Segenskräften,
 Neiget schon das Haupt.

Bang und zweifelnd sah ich schon die Knospe?
 Wird sie, dacht' ich, fröhlich sich enthüllen?
 Wird kein Hagelwetter sie zerstören?
 Keine rauhe Hand den Stengel knicken?

Und — o Wonne! — höher stets und höher,
 Röther stets und röther schwoll die Knospe
 Ihres Busens Heiligthum erschließend,
 Tausendblättrig sich entfaltend, stand sie,
 Dufete so lieblich, lächelte so süß.

Sie zu pflegen, wenn des Frühroths Glut
 Fern erdämmerten in Osten, wenn der Abend
 Liebend jedes Kind der Mutter Erde
 Mit der dunkeln Hülle überdeckte:
 Süße Hoffnung! goldne Blümenträume —
 Ihr send hin!

Hinter Wolken tritt die Sonne meines Tages;
 Unerquiekt von ihren milden Strahlen,
 Unerfrischt von ihres Kusses Balsam
 Steht die zarte halbgerese Blume
 Einsam trauernd.

Ach! in ihres duff'gen Kelches Mitte
 Senket sich der Wurm, und greifet
 Greift ihr tiefstes, ihr geheimstes Leben
 Zehrend an.

Die Verwesung mit dem kalten Finger
 Streift den frischen Farbenglanz von ihren
 Blättern, die der Wind verstäubt.

Unerquicklich ist mir nun des Tages
 Süßes Licht — das Leben öd und traurig —
 In des Sturzwächtlischen Gestade
 Schwankt mein Tritt — es brausen seine Wellen
 Dumpf zu mir herüber an das Ufer,
 Neigen schaurig mir den Fuß.

Der Friedliche.

Es ist so köstlich Hand in Hand
 Das Leben zu durchwallen,
 Und nicht um jeden kleinen Land
 Mit Menschen zu zerfallen.
 Umfasset euch mit Menschlichkeit,
 Und laßt der Hölle Zwist und Streit!
 Wohlan! auf frohe Wanderschaft
 Reich' ich die Hand euch, Brüder,
 Mit treuem Druck: O drückt mit Kraft
 Die warme Hand mir wieder,
 Und tragt mich ohne Zwist und Streit,
 Ich trag' euch, weil ihr Menschen seyd.
 Und drängt mich hier und dort einmal
 Der Wand'rer dicke Menge,
 Je nun! der Lebenspfad ist schmal,
 Doch wahrlich nicht zu enge!
 Ich mache Platz: nur laßt den Streit,
 O seht, der Weg ist übrig breit.

Und meint ihr, ich soll besser seyn?
 Wir sind ja noch auf Erden,
 Sind alle schwach, und blöd' und klein,
 Und sollen edler werden.
 O zeigt mir, sonder Hohn und Streit,
 Den Weg der bessern Menschlichkeit.

Wir sehn an Gottes Sternenzelt
 Die Welten friedlich wandern;
 Die spendet Licht, die wiederkehrt,
 Kein Körper stört den andern —
 Und wir, mit Geist und Menschlichkeit,
 Bedrängten uns durch Zwist und Streit?

Wir schauen einst von reinen Höhen
 Auf Mond und Sonnen nieder.
 O laßt hinauf uns friedlich gehn
 Ins Friedenstand, o Brüder!
 Umarmet euch mit Menschlichkeit
 Und laßt der Hölle Zwist und Streit!

959 F 6 1/2

78, —

K, —

21289



